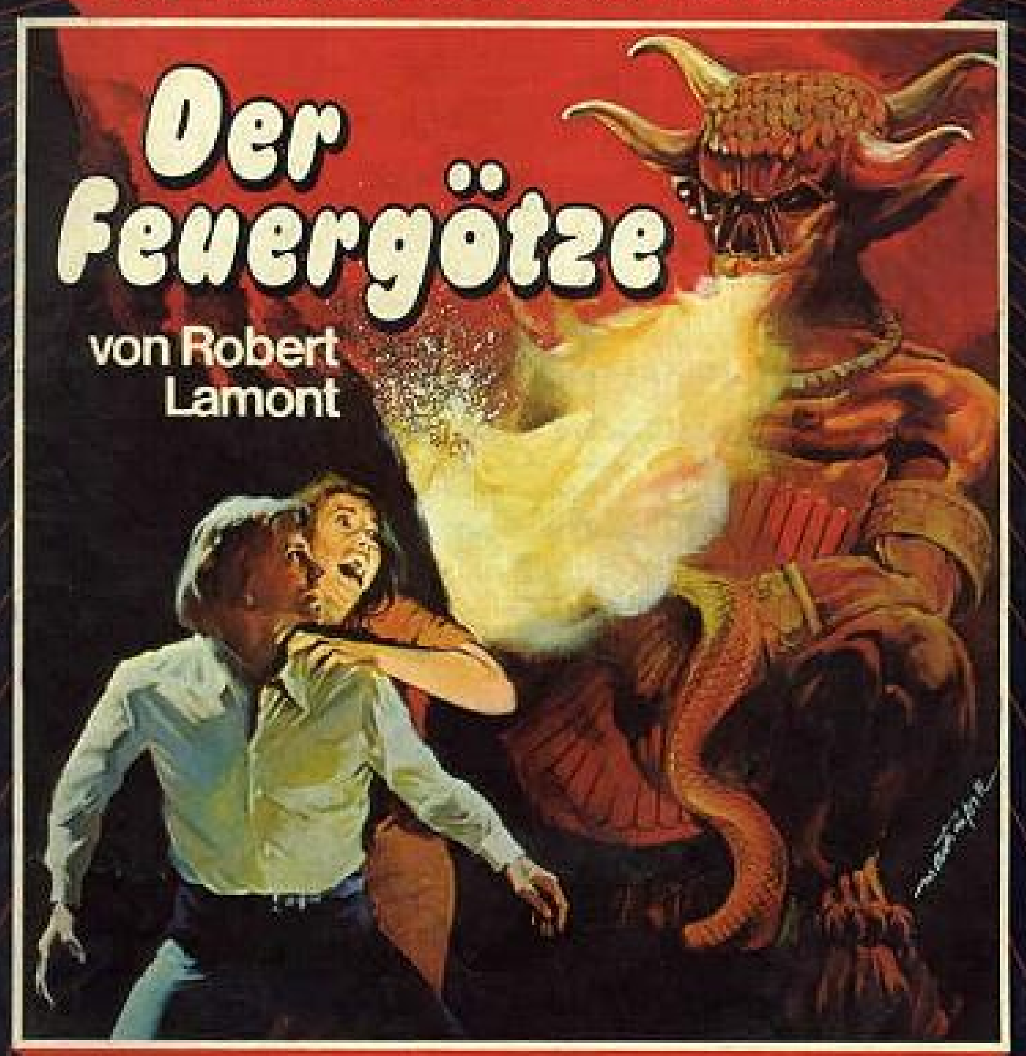
1.20 DM / Band 85

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Schweiz Fr 1,50



Der Feuergötze

Professor Zamorra Nr. 85

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 20.09.1977

Der Feuergötze

Schwarzer Rauch stieg zum Himmel empor, den der Widerschein unzähliger Feuer in purpurnes Rot getaucht hatte. Die Häuser und Tempel brannten. Züngelnde Flammen schlugen aus den Fenster- und Türöffnungen, und die Mauern, Giebel und Dächer krachten berstend zusammen. Blitzende Schwerter pflügten tödliche Furchen. Surrende Pfeile und Gesteinsbrocken, von federnden Bogensehnen und Katapulten geschleudert, brachten ewiges Verderben. Tote und Sterbende lagen so dicht wie die Fische im Netz.

Die Schmerzens- und Todesschreie der Unterlegenen, das Triumphgebrüll der Sieger hallten gellend durch die Nacht, die noch schrecklicher war als die sechs Tage und die fünf Nächte zuvor.

Der feige Herrscher kniete vor dem siegreichen General und erflehte die Gnade des Mannes aus dem verfluchten Land. Die edle Herrscherin aber und ihre beiden Kinder wollten die Gnade nicht. In ihren Herzen tobte der Zorn über den Schändlichen, der ihren Stolz verriet. Sie kehrten zurück ins Feuer und brachten sich selbst als Brandopfer dar.

Vor der brennenden Stadt, eingelassen in den Fels des Bergs der Götter, stand der Doppeltempel des gestrengen Herrn Baal-Hammon und der hoheitsvollen Herrin Tanit. Auf der Plattform vor dem Götterpalast verharrten die Priester und geweihten Frauen in haßerfülltem Entsetzen. Mit brennenden Augen starrten sie ins Tal, in dem der Tod und das Chaos wüteten.

»Das ist das Ende«, sagte Hanna, die älteste der geweihten Frauen, die schon seit einem Jahr als Jungfrau im Tempel verweilte. »Das Ende der Stadt, das Ende des Landes, das Ende des Volkes. Zu Schutt und Asche wird die Stadt zerfallen. Feuer und Salz werden das Land verdorren. Knechtschaft und Sklaverei werden das Los der letzten Überlebenden des Volkes sein.«

Einer der Priester richtete sich aus seiner leicht gebeugten Haltung auf. Aufrecht und gerade wie ein ungebrochener Speer stand er da. Baalyaton, der Oberpriester dieses Tempels und der ganzen Stadt.

»Wahr sprichst du, Jungfrau«, sagte er mit seiner Stimme, in der Trauer war, aber auch Trotz. »Stadt und Land werden in Asche und Unfruchtbarkeit versinken. Das Volk ist dem Untergang geweiht. Aber nicht alles stirbt. Unsere Götter leben! Und so lange sie leben, ist nicht alles verloren.«

Seine Worte waren jedoch nicht imstande, einen Hoffnungsfunken in den Priestern und Jungfrauen zu entzünden. Die Götter hatten sie verlassen, hatten sie in die Hände des grausamen Feindes gegeben. Die Stadt war gefallen, die Tempel zerstört. Auch dieses Heiligtum auf dem Berg der Götter, die letzte Bastion der Freiheit, würde fallen.

Schon sahen sie, wie eine lärmende, siegesgewisse Kriegerschar in eisernen Rüstungen aus der brennenden Stadt hervorbrach und den Weg zum Tempel einschlug. Ihre Schwerter glänzten mordlüstern im Schein der sengenden Flammen.

»Seht«, sagte die Jungfrau Hanna und zeigte mit zitternder Hand auf die nahende Kohorte. »Dort kommt der schreckliche Tod auch für uns!«

In Baalyatons nachtdunklen Augen brannte eine verzehrende Glut.

»Es darf nicht sein!« sagte er rauh. »Der letzte Hort der Götter in der Byrsa muß bewahrt bleiben, damit das Reich der Götter aufs neue errichtet werden kann. Laßt uns den Beistand unseres Herrn und unserer Herrin erflehen, auf daß sie dieses Heiligtum und uns schützen. Laßt uns ein Opfer bringen, damit sie sich unserer in ihrer Güte erbarmen.«

Die Gestalt der Jungfrau Hanna straffte sich. Sie war keine schöne Frau. Ihre Gesichtszüge waren unregelmäßig und hart, entbehrten der Lieblichkeit. Nicht rank und schlank war ihr Wuchs, sondern gedrungen und keine Freude für das Auge. Mehr als zwölf Monde hatte sie im Tempel gesessen, ohne daß ihr ein Mann geholfen hätte, ihre heiligen Pflichten gegenüber der Göttin zu erfüllen. Jetzt sah sie die Gelegenheit gekommen, die Schmach abzuwaschen.

»Wohlan, Priester!« sagte sie mit fester Stimme. »Wenn du glaubst, das Wohlwollen der Götter erringen zu können, indem du ihnen ein Opfer bringst, ich bin bereit!«

Mit flammenden Augen sah sie den Priester an. Dieser hielt ihrem Blick stand, nickte langsam.

»Komm, Tochter«, sagte er und nahm ihren Arm.

Baalyaton geleitete die Jungfrau in den Tempel. Die anderen Priester und geweihten Frauen folgten. Jetzt brannte doch ein kleines Hoffnungsflämmchen in ihren verzagten Herzen.

Vor dem riesigen Götterbildnis ihres Herrn Baal-Hammon blieben sie stehen. Der mächtige Körper des Gottes, in pure Bronze gegossen, ragte ehrfurchtgebietend vor ihnen auf. Unter seinen ausgestreckten, schaufelähnlichen Händen loderte das ewige Feuer und tauchte seine Gestalt in goldenen Glanz.

Mehrere kleine Stufen führten zu den Händen des Herrn.

»Komm, Tochter«, sagte Baalyaton wieder und geleitete Hanna die Stufen empor. Opferbereit, mit einem glücklichen Ausdruck in den Augen, ging die Jungfrau mit ihm.

Der Oberpriester blieb stehen, gab ihr den Weg frei. Sie ging an ihm vorbei, verließ die oberste Stufe und setzte ihre Füße auf die zur Mulde geformten mächtigen Hände des Gottes. Dann kauerte sie nieder und überließ ihr weiteres Schicksal dem großen Herrn, in dessen Hand sie sich begeben hatte.

Baalyaton schritt die Stufen wieder hinunter und stellte sich vor dem Götterbildnis auf. Er hob den Blick und sah Baal-Hammon in die starren Augen aus feinstem Gold.

»Mächtiger«, sagte er flehend, »nimm dieses Opfer deiner Diener und Dienerinnen. Schütze dieses Heiligtum, schütze die Treuesten deiner Getreuen. Hilf ihnen, eines Tages, wenn die Zeit reif ist, Rache zu nehmen an den Verfluchten und deine Herrschaft in neugeborenem Glanz in die Welt zu tragen!«

Bange Sekunden vergingen. Angestrengt hingen die Blicke der Priester und Jungfrauen an den goldenen Augen des Gottes.

Von draußen her drang das wilde, zügellose Geschrei der Soldaten aus dem verfluchten Land herein, die näher und näher kamen. Gleich würden sie ihre alles zertretenden Stiefel auf die Stufen des Tempels setzen und ihn entweihen.

Und dann blitzte es in den Augen des Gottes plötzlich auf. Ein Leuchten brach aus ihnen hervor, das heller war als tausend Sonnen.

Die Jungfrau stürzte wie ein Stein in das ewige Feuer und wurde von ihm verschlungen.

Der Gott hatte das Opfer angenommen.

Und er hatte das Flehen des Oberpriesters erhört.

Ein dumpfes Grollen regte sich in den Eingeweiden der Erde. Die Oberfläche bebte, brach vor dem Tempel auf.

Die Stufen des Heiligtums, die die verfluchten Krieger in ihren Eisenrüstungen soeben mit mordgierig erhobenen Schwertern und Triumphgebrüll auf den Lippen erstürmten, wurden von einer Sekunde zur anderen zu pulvrigem Staub. Mit gellenden Schreien des Entsetzens stürzten die Angreifer in ein bodenloses Nichts, das sie mit Haut und Haaren verschluckte.

Gewaltige Gesteinsbrocken lösten sich von den Höhen des Bergs der Götter und stürzten polternd hinab. Vor dem Portal des Tempels türmten sie sich auf, bildeten einen undurchdringlichen Schutzwall, den die Kraft des Gottes so fest zusammenhielt, daß ihn kein Mensch durchdringen konnte.

Durch das Innere des Tempels zuckten Feuerzungen, berührten die Priester, berührten die Jungfrauen. Lähmung ergriff Besitz von ihnen, als sie auf die marmornen Steinplatten sanken. Reglos blieben sie liegen.

Aber sie waren nicht tot. Sie schliefen nur einen Schlaf, der bis in alle Ewigkeit währen konnte, wenn es dem Gott gefiel.

Stille kehrte ein. Draußen kündeten nur noch einige Staubwolken, die zum Nachthimmel emporstiegen, davon, daß der Berg den Tempel mit einem Schutzschild umgeben hatte, das ihn unsichtbar machte für die Augen der Sterblichen.

Der Tempel schlief, und seine Bewohner schliefen mit ihm. Eines Tages aber, in Jahrhunderten oder Jahrtausenden, würde das Erwachen kommen.

Dies geschah im Jahre 146 v. Chr., als der Römer Scipio Aemilianus Karthago zerstörte.

***

In seiner schwarzen Citroën-Limousine fuhr Professor Zamorra die Landstraße entlang, die sich längs der Loire nordwärts schlängelte.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Eine strahlende Sonne stand am wolkenlosen blauen Himmel und schickte ihre wärmenden Strahlen zur Erde. Überall grünte und blühte es. Der Professor genoß es, durch diese Landschaft des Friedens zu fahren, die ihm wie schon so oft als eine Oase in einer von harten Stürmen umtobten Welt erschien.

Noch mehr hätte er es allerdings genossen, wenn Nicole bei ihm

gewesen wäre. Nicole Duval, das grazile, kapriziöse Mädchen, das längst mehr für ihn geworden war als eine Sekretärin. Normalerweise begleitete sie ihn auf allen seinen Reisen, gleichgültig ob diese nur bis in die nächste Stadt oder in ein fernes Land in Asien oder Amerika führten.

Heute jedoch hatte Nicole nicht mit ihm fahren können. Sie war von einer schweren Erkältung befallen worden, die sie gezwungen hatte, auf dem heimischen Château de Montagne zurückzubleiben. Zähneknirschend, aber doch einsichtig hatte sie sich in ihr Schicksal gefügt.

Der Professor befand sich auf dem Weg nach Paris. Dort stand eine Besprechung mit seinem Verleger auf dem Programm, der sein neuestes Buch über Parapsychologie veröffentlichen würde. Auf das Werk warteten die Fachleute in aller Welt bereits mit gespannter Aufmerksamkeit. Mehr als einmal schon hatten sich Zamorras Bücher als Meilensteine erwiesen, die völlig neue Wege und Erkenntnisse aufzeigten.

In zwei Tagen würde er wieder auf dem Schloß zurück sein.

Auf der Landstraße herrschte nur geringer Verkehr. Als der Professor aus einer Kurve kam, sah er den mehrere hundert Meter weiter auf der Grasnarbe am Straßenrand haltenden Mittelklassewagen sofort. Zwei Männer standen neben dem Fahrzeug und machten heftig winkende Handbewegungen.

Zamorra war ein hilfsbereiter Mensch. Sicher hatte das Fahrzeug dort vorne einen Defekt. Es war gar keine Frage für ihn, daß er anhalten würde, um den beiden Männern bei ihren Problemen behilflich zu sein.

Er bremste den Citroën ab und brachte ihn wenige Meter vor den Winkenden zum Stehen. Er stellte den Motor ab, stieg aus und ging den Männern entgegen.

Sie waren noch jung, diese beiden, und es waren ganz offensichtlich keine Franzosen. Ihre scharfgeschnittenen, gebräunten Gesichter mit den dünn ausrasierten Oberlippenbärtchen ließen auf Orientalen schließen. Levantiner oder Nordafrikaner vielleicht.

»Geht's nicht weiter?« fragte der Professor freundlich.

Der eine nickte.

»Plötzlich kam Dampf unter der Haube hervor, und der Temperaturanzeiger für das Kühlwasser geriet in den Rotbereich.«

Der Mann hatte in akzentfreiem Französisch gesprochen. Er lächelte etwas hilflos.

»Wir verstehen leider beide gar nichts von Autos«, fuhr er fort, »und da haben wir gedacht…«

Zamorra lächelte zurück. Die Jugend von heute… Autofahren wie die Rennasse, aber keine Ahnung vom Funktionieren eines Motors.

»Machen Sie mal die Haube auf«, forderte er die Jünglinge auf.
»Sofort, Monsieur.«
Der zweite junge Mann stieg in den Wagen - es war ein Peugeot - und entriegelte die Motorhaube. Der Professor hob sie hoch und arretierte sie. Dann beugte er sich über den Motor.
Der Block hatte sich bereits abgekühlt. Dennoch sah er sofort, was los war. Der Keilriemen war glatt gerissen, wie mit einer Schere durchgetrennt. Zamorra wollte sich gerade weiter vorbeugen, um das Band an sich zu nehmen, als er, mehr instinktiv, eine Bewegung in seinem Rücken wahrnahm. Eine Hand, die sich wie zum Schlag erhoben hatte.
Blitzschnell zog er den Kopf zurück und richtete sich auf.
Der eine junge Mann stand neben ihm, stützte sich mit der Rechten gegen die hochgeklappte Haube.
Zamorra runzelte leicht die Stirn. Hatte er sich geirrt? Der Jüngling machte eigentlich gar nicht den Eindruck, als hätte er gerade beabsichtigt, ihm einen Hieb auf den Hinterkopf zu versetzen. Und warum sollte er auch? Wer schlug schon nach einem Helfer bei einer Autopanne?
Er nannte sich selbst einen Narren. Das gefährliche Leben, das er zu führen pflegte, ließ ihn schon Gefahren sehen, die gar nicht existierten.
»Haben Sie etwas feststellen können, Monsieur?« fragte der Orientale mit einer Stimme, die sich vollkommen normal und ruhig anhörte.
»Ja«, sagte der Professor, »der Keilriemen ist gerissen. Haben Sie einen Ersatz bei sich?«
»Keilriemen? Ich weiß nicht…«
Der junge Mann wandte sich ab und steckte den Kopf in den Wagen, in dem sein Freund noch auf dem Fahrersitz saß. In fragendem Tonfall stieß er ein paar Worte aus. Nicht in Französisch, sondern in einer gutturalen Sprache. Zamorra kannte diese Sprache. Arabisch, einer jener Dialekte des Arabischen, die man in Tunesien sprach. Und die Frage, die er gestellt hatte, war so natürlich gewesen wie nur etwas: ›Haben wir so was wie einen Keilriemen, Djamaa?‹
»Nein«, antwortete der andere ebenso natürlich.
Das leise Mißtrauen, das noch immer in Zamorra gebohrt hatte, verflog augenblicklich. Die beiden Jünglinge konnten nicht wissen, daß er Arabisch verstand. Wenn sie Böses im Schilde führten, hätten sie sich jetzt ganz bestimmt nicht über Keilriemen unterhalten.
Der junge Mann, den er verdächtigt hatte, ihn auf den Hinterkopf schlagen zu wollen, stellte sich wieder gerade hin.
»Leider nein, Monsieur«, sagte er, »wir haben keinen Keilriemen dabei.«
»Hm«, machte der Professor.

Und wieder durchzuckte ihn das Mißtrauen. Der Orientale hatte seine rechte Hand unter die Jacke geschoben, ließ sie zur Achselhöhle wandern. Zamorra erkannte, daß sich der Anzugstoff dort auffällig beulte.

Ein Revolver in einem Schulterholster? fragte er sich.

Als habe der junge Mann seine Gedanken erraten, zog er die Hand wieder vor. Leer…

»Monsieur, würde es Ihnen etwas ausmachen, uns ein Stück mitzunehmen? Bis zur nächsten Reparaturwerkstätte vielleicht?«

Ganz arglos kam diese Bitte. Und ganz arglos sah er aus, dieser junge Orientale. Der Professor wollte ihn fragen, was es war, was seine Achselhöhle bauschte dort unter der Jacke. Aber er tat es dann doch nicht.

Das war ja lächerlich! Selbst wenn der Mann dort einen Revolver trug, was ging es ihn an? Besaß er nicht ebenfalls eine Waffe, die er oft genug bei sich trug, ohne dabei zu einer Gemeingefahr für völlig unbekannte Autofahrer zu werden?

»Sicher nehme ich Sie gerne mit«, sagte er. »Und Sie müssen auch gar nicht bis zur nächsten Reparaturwerkstatt mitfahren. Keilriemen bekommen Sie an jeder Tankstelle.«

»Vielen Dank, Monsieur.«

Zamorra ging zu seinem Citroën zurück. Die Tunesier folgten. Beide.

Erneut beschlich den Professor ein dummes Gefühl. Warum wollten sie alle zwei mitfahren? Einer würde vollkommen ausreichen, den Keilriemen zu besorgen.

Er ließ sich seine Überlegungen nicht anmerken, klemmte sich hinter das Steuer, öffnete die Beifahrertür und eine der Fondtüren. Die jungen Männer stiegen ein. Zamorra startete den Motor und lenkte die Limousine auf die Fahrbahn. Zügig fuhr er los.

Diese Strecke kannte er wie seine Westentasche. Oft schon war er sie gefahren, immer wenn er nach Paris mußte. Die nächste Tankstelle lag nicht weit. In einem Dorf mit dem schönen Namen Bellechantal. Keine fünf Kilometer entfernt.

Unterwegs übte er sich in Konversation. »Wo kommen Sie her? Was machen Sie in Frankreich?«

Sie gaben ihm bereitwillig Auskunft. Sie waren Studenten an der Sorbonne und kehrten gerade von einem Kurzurlaub in ihrer Heimatstadt Algier nach Paris zurück.

Lüge! hämmerte es in Zamorras Bewußtsein.

Algier? Niemals. Das Arabisch, das in Algerien gesprochen wurde, unterschied sich in der Aussprache hörbar von den in Tunesien üblichen Dialekten. Und was er vorhin gehört hatte, war ein tunesischer Dialekt gewesen!

Der Professor wurde jetzt sehr wachsam. Irgend etwas stimmte mit

diesen beiden Knaben nicht. Er ärgerte sich, daß er sie mitgenommen hatte, daß er seinem Gespür nicht von Anfang an mehr vertraut hatte. So gut es ging, hielt er die Orientalen unter Beobachtung, durch schnelle unauffällige Blicke zur Seite und in den Rückspiegel. Es war nicht einfach, denn er mußte sich natürlich auch noch auf die Fahrbahn konzentrieren.

Und dann passierte es!

Der Mann auf dem Beifahrersitz blickte scheinbar interessiert aus dem Seitenfenster. Er hatte sich, mit Zamorras Genehmigung, eine Zigarette zwischen die Lippen geschoben und suchte jetzt fahrig in diversen Taschen nach Streichhölzern oder Feuerzeug. Auch in der Innentasche seines Anzugs.

Blitzartig flog seine Rechte plötzlich unter der Jacke hervor. Nervige Finger umklammerten eine automatische Pistole vom Kaliber 32, die sich drohend auf den Professor richtete.

Mit einem scharfen Zischen in der Stimme sagte der heimtückische Beifahrer: »Ganz ruhig weiterfahren, Profes…«

Weiter kam er nicht.

Zamorra reagierte ungeheuer schnell. Sein rechter Fuß wuchtete mit aller Kraft auf die Bremse. In wenigen Sekundenbruchteilen verlor der Citroën mehr als die Hälfte seiner Geschwindigkeit.

Der Tunesier mit der Pistole wurde wie von einer harten Faust gepackt und nach vorne geschleudert. Wie eine Rakete beim Start schoß er aus dem Sitz hoch und knallte mit dem Schädel gegen die Windschutzscheibe. Die Hand, in der er die Pistole hielt, wurde gegen das Handschuhfach geprellt. Die Automatic entglitt seinen kraftlos werdenden Fingern.

Der Professor hatte alle Hände voll zu tun. Die Gewaltbremsung war der Limousine nicht besonders gut bekommen. Sie schlingerte wie verrückt, drohte auszubrechen. Aber Zamorra war ein hervorragender Autofahrer. Mit sägenden Bewegungen am Steuerrad gelang es ihm, den Wagen wieder in die Spur zu bringen. Dies macht er allein mit der linken Hand. Die Rechte brauchte er für den zweiten Tunesier. Dessen Kopf tauchte, von der Fliehkraft inspiriert, urplötzlich über der Nackenstütze des Beifahrersitzes auf. Zamorra ballte die Faust und schmetterte sie ihm seitlich gegen den Kinnwinkel.

Der Mann stieß einen Stöhnlaut aus, schlug mit seinem Denkapparat noch gegen das Seitenfenster und sackte dann nach hinten weg.

Der zweite Tunesier war noch dabei, sich wieder zu sammeln. Zamorra nutzte die Gelegenheit und steuerte den Wagen an den Straßenrand. Bevor er das Fahrzeug jedoch zum Stillstand bringen konnte, war der Mann wieder voll da.

Er blockte den Boxhieb des Professors ab und schlug zurück. Zamorra konnte sich nur mit einer Hand verteidigen. Es ließ sich nicht

vermeiden, daß er einen bösen Hieb in die Rippenpartie hinnehmen mußte.

Dann stand der Citroën. Zamorra war jetzt in der Lage, sich voll auf den Gegner zu konzentrieren. Der tauchte schnell wie eine zuschnappende Schlange zur Fußmatte des Beifahrersitzes hinab, wo die Pistole lag.

Der Professor ließ ihm keine Chance. Sein Fuß löste sich von den Pedalen und zuckte zur Seite. Mit der Schuhspitze traf er den Tunesier am Ellenbogen. Dessen Hand wurde zurückgeschleudert, bevor sie die Waffe packen konnte. Gleichzeitig ließ Zamorra wieder die Fäuste fliegen. Zwei harte Geraden warfen den Burschen gegen die Tür. Die Tür flog auf, und der Orientale verließ den Citroën in horizontaler Lage.

Da hörte Zamorra hinter sich ein metallisches Knacken. Eine Waffe war entsichert worden. Der zweite Tunesier besaß ebenfalls einen Schießprügel.

Gedankenschnell ging der Professor auf Tauchstation. Keinen Sekundenbruchteil zu früh. Ein Schuß krachte. Klatschend schlug die Kugel in die Sonnenschutzblende.

Zamorra griff nach der 32er auf der Fußmatte, riß sie hoch.

Er sah den anderen nicht, hörte ihn aber, als er die Fondtür öffnete und nach draußen sprang.

Vorsichtig hob er den Kopf, zog ihn jedoch sofort wieder ein. Ein erneuter Schuß peitschte auf und zerschmetterte das Seitenfenster. Ein Splitterregen brach über den Professor herein.

Sekunden später wagte er sich erneut hoch. Es fiel kein weiterer Schuß. Zamorra richtete sich ganz auf. Er sah gerade noch, wie die beiden Tunesier in einem Waldstück verschwanden, das wenige Meter neben dem Randstreifen begann.

Er verzichtete darauf, den Fliehenden eine Kugel hinterherzujagen. Das Ziel war bereits zu unsicher geworden. Außerdem widerstrebte es ihm, jemandem in den Rücken zu schießen, auch wenn es sich um rücksichtslose Gewaltmenschen handelte.

Gedankenvoll ließ er die Automatic niedersinken.

Was waren das für Männer gewesen und was hatten sie von ihm gewollt? Straßenräuber moderner Prägung?

Diese Möglichkeit konnte er gleich ausschließen. Kein Zweifel, daß sie ihn gekannt hatten, daß sie ganz genau gewußt hatten, wer er war.

›Ganz ruhig weiterfahren, Professor‹, hatte der eine sagen wollen. Daraus konnte er nur schließen, daß sie ihm ganz bewußt aufgelauert hatten.

Aber warum?

Er wußte es nicht. Und ihm war auch klar, daß er ohne weitere Anhaltspunkte nicht hinter des Rätsels Lösung kommen würde.

Achselzuckend löste er die noch im Seitenfenster verbliebenen Glasscherben und entfernte die Splitter aus dem Wagen. Dann setzte er sich wieder ans Steuer und fuhr weiter.

In Bellechantal informierte er den Gendarmerieposten über den Vorfall. Zusammen mit zwei Flics kehrte er zum Wagen der beiden Tunesier zurück. Die Orientalen ließen sich nicht mehr blicken, gaben ihren Wagen offenbar verloren.

Ein großer Verlust war dies allerdings für sie nicht. Nachforschungen der Polizei ergaben, daß es sich um einen in Marseille gemieteten Leihwagen handelte. Als Mieter hatte ein Ben Salah aus Algier fungiert, ein Name, der mit Sicherheit genau so falsch war wie die Adresse.

Mit einem dummen Gefühl setzte der Professor seine Fahrt nach Paris fort.

Er ahnte, daß er die beiden jungen Männer aus Tunesien nicht zum letzten Mal in seinem Leben gesehen hatte.

***

Nicole Duval ärgerte sich, daß es nicht möglich gewesen war, mit nach Paris zu fahren. Diese dumme Erkältung hatte ihr einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Seit Tagen hatte sie sich darauf gefreut, in ein paar schicken Boutiquen bummeln gehen zu können. Und nun hockte sie hier im Schloß, nahm Pillen und Säfte und blies Trübsal.

Mit einem dicken Wollschal um den Hals saß sie vor dem Kamin und versuchte, sich durch die Lektüre eines Buchs abzulenken.

Das Buch war ein Horrorroman und hieß »Der Blutgraf von Château Merle«. Das Werk trug nicht dazu bei, ihre Stimmung zu heben, denn es war schauderhaft. Der Autor hatte überhaupt keine Ahnung. Die Schrecken, die er Seite um Seite anhäufte, waren lächerlich und einfallslos. Sie hielten keinen Vergleich mit der Wirklichkeit aus, die um ein Vielfaches schrecklicher war.

Nicole als Sekretärin und Freundin des berühmten Dämonenjägers Professor Zamorra mußte es wissen. Sie war bei vielen seiner haarsträubenden Abenteuer dabeigewesen und kannte sich aus. Weitaus besser als der Autor dieses todlangweiligen Schmökers.

Angewidert warf sie den Blutgrafen in den Kamin, wo die Seiten des Buches sofort Feuer fingen und sich kräuselnd verbrannten.

Dem Autor wäre ein gleiches Schicksal zu gönnen, dachte sie erbittert.

Nicole überlegte gerade, was sie nun tun sollte, als in der Halle die Türglocke anschlug.

Besuch um diese Zeit? wunderte sie sich. Sie warf einen prüfenden Blick auf ihre Armbanduhr. Neun Uhr abends durch. Wer konnte da

noch kommen?

Sie erhob sich aus ihrem Lehnsessel und ging in die Halle, um zu öffnen. Raffael, der alte Diener und gute Geist des Hauses, kam ihr jedoch zuvor. Er war bereits an der Tür und warf ihr einen strafenden Blick zu.

»Mademoiselle, Sie sollen doch in ihrem Zustand nicht im Schloß herumlaufen«, rügte er. »Der Professor hat mich ausdrücklich angewiesen, darauf zu achten…«

Nicole lächelte. »Schon gut, Raffael. Ich setze mich ja gleich wieder vor den Kamin, öffnen Sie erst einmal. Vielleicht kommt jemand, um mir Gesellschaft zu leisten. Pfefferminztee trinkt sich besser zu zweit.«

Abwartend blieb sie mitten in der Halle stehen.

Raffael hob resigniert die Schultern und ließ dann das schwere Eingangsportal aufgleiten.

Die Tür stand noch nicht einmal einen Meter breit offen, als schlangengleich zwei Männer in die Halle schlüpften.

Nicole stieß einen spitzen Schrei aus. Es war nicht das leicht verwegen wirkende Äußere der beiden Männer, das sie entsetzt hatte. Daran war allein die Pistole schuld, die der eine schußbereit in der Hand hielt.

Wie sprungbereite Raubtiere standen die Fremden da. Schnelle Blicke huschten durch die Halle, nahmen in Sekundenbruchteilen die Situation auf.

Schon kam wieder Bewegung in die beiden Eindringlinge. Der Unbewaffnete war mit einem einzigen Satz bei Raffael. Seine Faust zuckte vor, zielte nach dem Gesicht des Butlers.

Raffael war nicht mehr der jüngste, aber er verfügte noch über recht gute Reflexe. Er schaffte es, den Kopf zur Seite zu drehen, so daß die Faust des unwillkommenen Besuchers ins Leere fuhr. Der alte Diener versuchte alles, was in seinen Kräften stand. Professor Zamorra hatte Nicole Duval in seine Obhut gegeben. Er war es ihm und ihr schuldig, seine Pflicht so gut zu erfüllen, wie er nur konnte.

Er ballte die Fäuste und stürzte sich mit dem Mut der Verzweiflung auf den Mann, der mindestens vierzig Jahre jünger war als er. Aber er kämpfte auf verlorenem Posten. Den überlegenen Körperkräften, der Gelenkigkeit des Jüngeren hatte er nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Ein harter Schlag in die Magengrube ließ ihn taumeln. Ein zweiter Hieb, genau gegen den Kehlkopf, nahm ihm die Luft. Der dritte Schlag, der ihn über der Nasenwurzel erwischte, war nur noch Formsache.

Schwer getroffen ging Raffael zu Boden, unfähig, sich in den nächsten Minuten wieder zu erheben.

Nicole hatte das Ende des einseitigen Schlagabtauschs nicht abgewartet. Sofort nachdem ihr klargeworden war, daß die

fremdländisch aussehenden Männer in unguter Absicht gekommen waren, hatte sie sich auf dem Absatz herumgedreht. Mit fliegenden Schritten eilte sie zu der breiten, geschwungenen Treppe, die zum ersten Stockwerk führte. Dort lag das Arbeitszimmer des Professors. Dort bewahrte er in einer Schreibtischschublade seinen Revolver auf. Wenn sie die Waffe in die Hände bekam…

Sie war schnell wie eine gut durchtrainierte Sportlerin, hatte bereits die untersten Treppenstufen erreicht.

»Halt!« hörte sie eine knarrende Männerstimme in ihrem Rücken. »Bleib stehen, du!«

Nicole kümmerte sich nicht um die Aufforderung, stürmte weiter die Treppe empor.

Ein Donnerschlag ertönte, hallte echoartig von den hohen Wänden wider. Drei Stufen vor Nicole verlor der glasierte Stein seine ebenmäßig glatte Oberfläche, zeigte plötzlich ein häßliches Krähenmuster.

Der Kerl hatte auf sie geschossen!

Aber es war offenbar nur ein Warnschuß gewesen, der sie nicht verletzen sollte.

Nicole ließ sich nicht einschüchtern, rannte weiter. Zwei, drei Stufen nahm sie auf einmal, mit weiten, raumgreifenden Schritten.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und sie atmete keuchend.

Noch sechs Stufen, dann hatte sie den Treppenabsatz erreicht.

Sie hörte jetzt Schritte hinter sich, schnelle, hastende Schritte.

Und wieder die harte Stimme, die ihr befahl, stehenzubleiben.

Nach wie vor dachte sie nicht daran. Noch drei Stufen, eine, keine mehr. Sie war oben.

Ohne sich umzublicken, rannte sie in den breiten Korridor hinein, an dessen Ende das Arbeitszimmer des Professors auf sie wartete.

Der Verfolger hatte ihren anfänglichen Vorsprung fast aufgeholt. Schon hatte auch er die Treppe hinter sich gelassen, bog um die Ecke.

Das Atmen wurde Nicole immer schwerer. Die Erkältung, an der sie litt, hatte sie geschwächt und schnürte ihr regelrecht die Kehle zu. Sie hatte das dringende Bedürfnis, sich irgendwo hinzulegen und sich auszuruhen. Aber das war nur ein frommer Wunschtraum, der nicht in Erfüllung gehen würde. Nicht jetzt, nicht hier.

Sie lief weiter, längst nicht mehr so schnell wie zu Beginn ihrer Flucht. Sie wußte, daß sie es nicht schaffen würde, das Arbeitszimmer und den vielleicht rettenden Revolver zu erreichen. Der Mann war dicht hinter ihr. Sie glaubte bereits, seinen Atem im Nacken spüren zu können.

Und dann war er heran, warf sich von hinten auf sie. Er bekam das Schalende zu packen, das ihr den Rücken hinunterbaumelte. Brutal riß er daran, brachte Nicole mit einem harten Ruck zu Boden.

Sie schlug mit dem Hinterkopf auf und verlor augenblicklich das Bewußtsein.

***

Der Professor war in dem kleinen, aber hervorragenden Service bietenden Hotel Roi in der Nähe des Place de la Republique abgestiegen. Fast immer, wenn er in Paris war, allein oder mit Nicole, frequentierte er dieses Haus, das sich in punkto Komfort und Atmosphäre vor keinem der großen Weltstadthotels zu verstecken brauchte. Ganz im Gegenteil.

Er saß an der gemütlichen Bar des Hotels und nahm vor dem Schlafengehen noch einen Schlummerdrink zu sich.

Es war ein harter, anstrengender Tag gewesen. Die gewalttätige Auseinandersetzung mit den beiden Tunesiern, die anschließende Vollgasfahrt nach Paris, um die verlorengegangene Zeit wieder aufzuholen, die zähe Besprechung mit seinem Verleger, der gegen seinen Willen nüchterne Sachverhalte durch Sensationellen aufmotzen wollte, um höhere Verkaufsziffern zu erreichen - all dies hatte Zamorra ziemlich geschlaucht. Er war froh, daß er alles gut hinter sich gebracht hatte und morgen wieder in die Ruhe und Abgeschiedenheit von Château de Montagne zurückkehren konnte.

Er nahm einen herzhaften Schluck aus seinem Glas. Der Whisky tat ihm gut, sehr gut sogar.

Noch eine Zigarette, dachte er, und dann ab in die Falle.

Knapp zehn Minuten später hatte sich die Zigarette in Rauch aufgelöst, war das Glas leer. Der Professor wandte sich zum Gehen.

Auf dem Weg zum Lift trat ihm ein goldbetreßter Hotelpage entgegen. Der Knabe wirkte noch so jung, daß ihn der Professor um diese Zeit längst ins Bett gesteckt hätte.

»Professor Zamorra?«

»Ja, mein Junge?«

»Sie werden am Telefon verlangt.«

Zamorra stöhnte innerlich. Das konnte nur Clement, sein Verleger, sein. Mit Mühe und Not war es ihm vor ein paar Stunden gelungen, einer Einladung in einen supermodernen Nachtclub auszuweichen. Kam Clement jetzt etwa darauf zurück?

Er spielte mit dem Gedanken, sich verleugnen zu lassen, entschied sich dann aber doch anders. Er war kein Mann, der vor irgendwelchen Dingen kniff, auch nicht vor unangenehmen.

»Lassen Sie das Gespräch auf mein Zimmer legen«, beschied er den Pagen. Anschließend trat er in die wartende Liftkabine und fuhr nach oben.

Schon vor der Zimmertür hörte er das wütende Schrillen des Telefons. Hartnäckig, dieser Anrufer, dachte er, sehr hartnäckig.

Seufzend öffnete er und betrat sein Zimmer. Dann nahm er den Hörer ab.

»Zamorra!« meldete er sich nicht unbedingt freundlich.

Es war nicht sein Verleger. Es war Raffael, sein Butler auf dem Schloß.

»Herr Professor, es ist etwas Entsetzliches passiert!«

Automatisch dachte Zamorra an Nicole. Hatte sich ihr Gesundheitszustand verschlechtert? Manchmal entstanden aus einfachen Erkältungen schwere Krankheiten. Er fühlte einen heftigen Stich in der Brust.

»Nicole?« fragte er gepreßt.

»Ja, woher wissen Sie…«

»Sag schon, was los ist, Raffael«, drängte der Professor energisch.

Der Butler schluckte. »Mademoiselle ist entführt worden! Zwei Männer…«

Raffael sprudelte seinen Bericht hervor, mit hektischer, abgehackter Stimme.

Zamorra stellte knappe, präzise Zwischenfragen, um ein ganz klares Bild von den Geschehnissen auf Château de Montagne zu gewinnen.

Bald wußte er Bescheid. Keine Sekunde zweifelte er daran, daß Nicoles Kidnapper mit den Männern identisch waren, die ihn auf der Fahrt nach Paris überfallen hatten. Sein Verdacht, daß es sich um einen sorgfältig geplanten Anschlag gehandelt hatte, wurde zur Gewißheit.

Und nun, da er ihnen entkommen war, hatten sich die Kerle an Nicole gehalten.

Warum? drängte sich ihm die bohrende Frage auf.

Noch bohrender war allerdings seine Sorge um das Mädchen. Was hatten die verdammten Tunesier mit ihr vor? Die Stiche in seiner Brust wurden noch schmerzhafter.

»Hast du schon die Polizei verständigt, Raffael?« erkundigte er sich.

Ja, Raffael hatte die Polizei verständigt. Die Beamten waren bereits aktiv geworden. Aber der Professor versprach sich nicht viel von ihren Bemühungen. Das Dorf, in dessen unmittelbarer Nähe das Château lag, war ein ruhiger, friedlicher Ort, in dem man Kapitalverbrechen nur aus der Zeitung und vom Bildschirm kannte. Die Polizisten beschäftigten sich üblicherweise mit Hühnerdieben oder Krawallköpfen in der Auberge. Ein Entführungsfall mußte sie maßlos überfordern.

»Ich komme sofort zurück«, sagte der Professor in die Sprechmuschel. Dann legte er den Hörer auf und begann in fliegender Hast, seinen Koffer zu packen.

Nur wenige Minuten später saß er bereits in seinem Citroën und gab Gas.

***

Im Morgengrauen erreichte Zamorra das Château.

Er hatte die Strecke in neuer Rekordzeit zurückgelegt. Die alles andere als langsame Hinfahrt verblaßte dagegen zu einer reinen Spazierfahrt.

Ein paarmal hatte er unterwegs angehalten, um sich telefonisch bei Raffael zu erkundigen, ob sich die Situation irgendwie verändert hatte. Die Bescheide, die er bekommen hatte, waren frustrierend gewesen.

Nichts!

Die Polizei hatte noch keine Spur von den Entführern gefunden, und diese hatten sich auch noch nicht wieder gemeldet.

Als er jetzt auf den Schloßhof einfuhr, sah es jedoch etwas anders aus.

Raffael, übernächtigt aussehend und mit einer dicken Beule an der Stirn, kam ihm entgegengelaufen.

»Herr Professor, sie haben sich gemeldet!« rief er völlig aufgelöst.

Zamorra sprang aus dem Wagen. »Wann?« bellte er.

»Vor einer Stunde etwa…«

»Und? Was haben sie gesagt?«

»Nicht viel. Nur, daß sie mit Ihnen sprechen wollten.«

Der Professor eilte bereits auf das Eingangsportal zu. Raffael hatte einige Mühe, ihm zu folgen.

»Hast du ihnen gesagt, daß ich bereits auf dem Wege hierher bin, Raffael?«

»Selbstverständlich. Sie haben angekündigt, daß sie später wieder anrufen würden.«

Der Professor rannte ins Haus. Wenn die Kerle in diesen Augenblicken anriefen, und niemand meldete sich… Wer wußte schon, auf welche Gedanken sie dann kommen mochten.

Vorerst jedoch rief niemand an. Zamorra setzte sich in einen Sessel in unmittelbarer Nähe eines der Telefonapparate im Haus. Dumpf brütete er vor sich hin.

Nicole…

Raffael trat an seine Seite.

»Mit Verlaub, Herr Professor, Sie sehen nicht gut aus. Sie sollten etwas essen. Einen kleinen Imbiß vielleicht…«

Zamorra wehrte ab. »Nein, nein, Raffael. Ich bekäme jetzt keinen einzigen Bissen herunter. Eine starke Tasse Tee aber…«

»Sofort, Herr Professor!«

Der gute Geist von Château de Montagne entfernte sich. Erst jetzt merkte der Professor, daß er ziemlich erschöpft war. Die physischen und vielleicht noch mehr die psychischen Anstrengungen der schlaflosen letzten vierundzwanzig Stunden waren selbst an einer so

eisernen Konstitution, wie er sie besaß, nicht spurlos vorübergegangen. Der Tee, den ihm der Butler wenig später servierte, war eine echte Wohltat.

Während er das goldgelbe Getränk in kleinen Schlucken genoß, wurde ihm bewußt, wie gedankenlos er war. Auch der alte Mann hatte in dieser Nacht noch kein Bett gesehen, hatte aber darüber hinaus ebenfalls die Brutalität der Tunesier zu spüren bekommen. Er forderte Raffael auf, sich schnellstens hinzulegen, um sich zu erholen.

Hiervon wollte der Butler jedoch nichts wissen.

»Unter keinen Umständen, Herr Professor«, widersprach er heftig. »Ich könnte doch niemals… Letzten Endes trage ich an allem die Schuld. Hätte ich besser auf Mademoiselle Duval aufgepaßt, wäre dies alles nicht geschehen.«

Trotz aller guten Worte gelang es dem Professor nicht, Raffael von seinem Schuldkomplex zu befreien, für den natürlich nicht der geringste Grund vorlag. Der Butler hatte getan, was er tun konnte. Mehr noch sogar. Dennoch war er untröstlich.

Eine Viertelstunde später klingelte das Telefon. Der Professor riß den Hörer förmlich von der Gabel.

Es war einer der Entführer.

»Professor Zamorra?«

»Ja, ja…«

»Gut, daß Sie da sind, Professor. Wir hätten da…«

Zamorra ließ ihn nicht weiterreden.

»Wo habt ihr sie, ihr Lumpen?« brüllte er in den Apparat. »Was wollt ihr mit ihr anstellen? Wenn ihr nur ein einziges Härchen gekrümmt wird… Ich schwöre euch, daß ich euch finden werde. Und wenn ihr euch in der tiefsten Hölle verkriecht!«

Der Kerl hatte die Stirn, leise zu lachen.

»In der tiefsten Hölle, Professor? Ohne Ihr wundertätiges Amulett?«

Die Worte trafen Zamorra wie ein Schlag vor den Kopf.

Der Tunesier kannte sein Amulett! Das Amulett, das er von seinem Ahnen Leonardo de Montagne geerbt hatte, jenen magischen Talisman aus purem Silber, der ihm Schutz und Beistand gewährte in seinem stetigen Kampf gegen die Mächte der Finsternis und des Bösen.

Unwillkürlich fuhr seine Hand zur Brust, wo das Amulett an einer Kette hing, in ständigem direktem Körperkontakt mit ihm.

Und wie war das doch gewesen? Der Bursche hatte davon geredet, daß er ›ohne‹ sein Amulett…

»Was wollt ihr?« fragte er brüsk.

»Ich deutete es bereits an«, gab ihm der andere zur Antwort. »Wir wollen Ihr Amulett, sonst gar nichts. Geben Sie es uns, und Sie bekommen Ihren blonden Engel völlig unbeschadet zurück. Anderenfalls…«

Unheilschwanger ließ der Mann die Worte in der Luft hängen.

Der Professor überlegte fieberhaft. Es hatte keinen Zweck, die Existenz des Amuletts zu leugnen. Die Kerle - der Teufel mochte wissen, wieso - waren genau im Bilde. Er mußte versuchen, herauszufinden, was sie mit dem Talisman vorhatten.

Er stellte eine entsprechende Frage. Die Antwort überraschte ihn eigentlich nicht.

»Mein lieber Professor«, sagte der junge Bursche in penetranter Leutseligkeit, »Sie werden nicht erwarten, daß ich Ihnen das sage. Und Sie sollten sich auch keine großen Gedanken darüber machen. Für Sie und uns ist jetzt nur eins interessant: Sind Sie bereit, auf unser kleines Tauschgeschäft einzugehen, oder wollen Sie, daß Ihre Sekretärin… stirbt?«

Selten in seinem Leben hatte der Professor vor einer derartig schwerwiegenden Entscheidung gestanden.

Er zweifelte nicht, daß es die Orientalen ernst meinten. Sie waren ganz offensichtlich fest entschlossen, das Amulett in ihren Besitz zu bringen. Und nachdem ihr Überfall auf ihn gescheitert war, der fraglos demselben Ziel gedient hatte, versuchten sie es auf diese gemeine erpresserische Art und Weise.

Das Leben Nicoles gegen das Amulett!

Der Professor gab sich keinen Illusionen hin. Was auch immer die Kerle mit dem Talisman zu tun beabsichtigten, es würde finsteren Zielen dienen. Im Grunde genommen war es unverantwortlich, ihnen das Amulett auszuhändigen. Nicht nur, daß er gegen seine selbstauferlegte Verpflichtung verstieß, jederzeit gegen das Böse anzutreten, es zu bekämpfen, wo er es antraf. Indem er den Talisman weggab, arbeitete er dem Bösen praktisch in die Hände, stellte er ihm ein Machtmittel zur Verfügung, dessen skrupellose Verwendung ungeahnten Schrecken über die Welt bringen konnte.

Trotz dieser Überlegungen stand sein Entschluß von vornherein fest.

Es ging um Nicole!

Er würde den Tunesiern das Amulett zur Verfügung stellen. Aber er würde es sich zurückholen! Das schwor er sich in diesem Augenblick, der zu den kritischsten gehörte, an die er sich erinnern konnte.

»Ich gehe auf euer schmutziges Geschäft ein«, sagte er mit harter Stimme.

»Sie sind ein kluger Mann, Professor«, lobte sein Gesprächspartner zynisch.

***

Keine Tricks, keine Waffen, keine Polizei - das waren die Bedingungen des Tunesiers gewesen.

Der Professor hielt sich daran. Er durfte nichts tun, was das Leben

Nicoles gefährden konnte.
Begleitet von den besten Wünschen Raffaels stieg er in den Citroën und verließ den Schloßhof.
Der Treffpunkt, den er mit dem Orientalen vereinbart hatte, war nicht zu verfehlen. Eine kleine Kirche, die einsam und abgelegen inmitten eines bewaldeten Hangs lag und nur über verschlungene Wanderwege erreicht werden konnte.
Zamorra fuhr mit dem Wagen so nahe heran, wie er konnte, stieg dann aus und ging zu Fuß weiter. Bei jedem Schritt schlug das Amulett rhythmisch gegen seine Brust.
Die Landschaft war idyllisch und romantisch. Majestätisch reckten die hohen Tannen ihre Wipfel dem Himmel entgegen, an dem der rote Ball der Sonne höher und höher stieg. Hier und dort knackte es im Unterholz, wenn eins der zahlreichen Waldtiere scheu vorbeihuschte. Die Luft war angefüllt mit dem Aroma der unverbrauchten Natur.
Hier war die Welt noch in Ordnung - scheinbar. In Wirklichkeit aber hatten die Gewalt und das Verbrechen auch hier ihren Einzug gehalten.
Bereits eine Viertelstunde vor dem anberaumten Zeitpunkt war Zamorra am Ziel. Still und verlassen lag die kleine Kirche da. Noch keine Spur von den beiden Tunesiern, noch keine Spur von Nicole Duval.
Der Professor wartete. Alle seine Sinne waren angespannt. Vor allen Dingen achtete er auch auf sein Amulett. Wenn es sich erwärmte, wenn es begann, in feurigem Silberglanz zu erstrahlen, dann waren Manifestationen böser Mächte in der Nähe.
Aber der magische Talisman wurde nicht aktiv, übermittelte Zamorra keine Warnung vor der Präsenz des Bösen.
Und auch als er dumpfe Schritte hörte, die der morgenfeuchte Waldboden halb verschluckte, blieb das Amulett inaktiv. Der Tunesier, der sich jetzt in sein Blickfeld schob, war ein normaler Mensch, von dem die Mächte der Finsternis noch keinen Besitz ergriffen hatten.
Noch nicht…
Der Orientale trat auf den Professor zu, lächelte ihm zu, wie man einem alten Freund zulächelt. Zamorra erwiderte das Lächeln mit versteinerter Miene. Ihm war sofort klar, daß der Kerl allein gekommen war.
»Wo ist sie?« fuhr er den jungen Mann an. Zorn brach aus seinen Augen.
Das Lächeln des Tunesiers blieb.
»Mein lieber Professor, Sie werden nicht erwartet haben, daß wir so einfältig sind…«
»Wir hatten ein Tauschgeschäft vereinbart«, unterbrach Zamorra brüsk. »Zug um Zug!«

Der Orientale nickte. »Dabei bleibt es auch. Nur daß zwischen dem ersten Zug und dem zweiten eine gewisse Zeitspanne liegt. Sie geben mir jetzt das Amulett, und in genau fünf Stunden ist Ihre Sekretärin frei. Sie müssen unser Sicherheitsbedürfnis verstehen, Professor. Ihr Ruf ist uns bekannt. Sie sind ein gefährlicher Mann.«

Zamorra knirschte mit den Zähnen.

»Wer gibt mir die Garantie, daß ihr Mademoiselle Duval tatsächlich in fünf Stunden freigebt?«

»Haben Sie Vertrauen, Professor«, sagte der Tunesier allen Ernstes. »Geben Sie mir jetzt das Amulett!« Verlangend streckte er die Hand aus.

Der Professor zögerte. Aber nur kurz. Er wußte, daß er keine andere Möglichkeit hatte, als auf die Forderung des Orientalen einzugehen. Den höchsten Trumpf in diesem hinterhältigen Spiel hielt der Komplize dieses Mannes in der Hand: Nicole.

Dennoch mußte er zunächst einen tiefempfundenen inneren Widerstand überwinden. Eine unsichtbare Kraft schien seine Hand festzuhalten, die sich jetzt langsam der Kette näherte, an der das Amulett hing. Gewaltsam zwang er sich, die Kette zu fassen und sie sich über den Kopf zu streifen.

Das triumphierende Leuchten in den Augen des Tunesiers entging ihm nicht.

»Du irrst, Dummkopf, wenn du glaubst, daß du dich damit zum Herrn der Welt aufschwingen kannst«, sagte er mit klirrender Stimme.

Der Tunesier antwortete nicht. Ruckartig hielt ihm der Professor den silbernen Talisman hin.

»Da nimm!«

Fast gierig riß ihm der Mann den magischen Gegenstand aus der Hand.

»Gnade dir Gott, wenn du dein Versprechen brichst und sie nicht in fünf Stunden freigibst!«

»Welcher Gott?« fragte der Tunesier.

Er drehte sich auf dem Absatz um. Sekunden später war er im Schatten der Bäume verschwunden.

***

Die nächsten Stunden gehörten zu den längsten in Professor Zamorras Leben. Fünfmal sechzig Minuten vergingen, ohne daß er ein Lebenszeichen von Nicole bekam.

Er war wieder ins Schloß zurückgekehrt, ging dort ziellos umher wie ein unruhiger Tiger im viel zu engen Käfig. Unruhe und Sorge um das Mädchen fraßen ihn fast auf.

Eine weitere Stunde zog ins Land. Und noch eine weitere halbe. Dann endlich hatte die zermürbende, nervtötende Warterei ein plötzliches

Ende.

Das Telefon schlug an. Der Professor griff danach wie ein Ertrinkender nach dem letzten Strohhalm.

»Chef!«

Nicoles Stimme, dünn, ein bißchen zitternd, aber auch befreit klingend.

Der schwere Mühlenstein, der seit langen Stunden auf Zamorras Brust gelastet hatte, wurde leicht wie Flaum, wich von ihm.

»Nicole, wo bist du?«

»Hier unten im Dorf.«

»Im Dorf? Aber wieso…«

Nicole berichtete. Vor einer guten Stunde etwa war sie aus einer abgrundtiefen Ohnmacht erwacht, in die sie bereits am gestrigen Abend, kurz nachdem die Tunesier sie verschleppt hatten, gefallen war. Ihre Entführer hatten ihr ein süßliches Pulver verabreicht, das innerhalb weniger Minuten wirksam geworden war. Und wo hatte sie das Bewußtsein wiedererlangt? In der Krypta jener Kirche, vor der sich Zamorra mit dem Orientalen getroffen hatte. Durch ein zerbrochenes Fenster war sie nach draußen gelangt und dann auf dem schnellsten Weg ins unweite Dorf gewandert.

In die Erleichterung des Professors mischte sich ein Gefühl von resignierter Bitterkeit, aber auch von loderndem Zorn. So nah war Nicole gewesen, und er hatte nicht das geringste davon geahnt. Den beiden Tunesiern war es auf verblüffend einfache und deshalb besonders raffinierte Art und Weise gelungen, ihn nach allen Regeln der Kunst an der Nase herumzuführen. Wenn er Bescheid gewußt hätte…

Zu spät! Es war sinnlos, sich Gedanken über den Schnee von gestern zu machen. Was jetzt zählte, war nur noch der Schnee von morgen.

»Wie fühlst du dich jetzt Nicole?« erkundigte sich Zamorra. »Alles so weit in Ordnung?«

»Alles in Ordnung, ja.«

»Und deine Erkältung?«

»Oh, die habe ich in der Aufregung glatt vergessen.«

Zamorra versprach Nicole, sie gleich aus dem Dorfgasthof abzuholen, und unterbrach das Telefonat. Bevor er losfuhr, wollte er zunächst den örtlichen Gendarmerieposten anrufen. Die Fahndung nach den beiden Tätern mußte unverzüglich aufgenommen werden.

Er hatte bereits die ersten beiden Ziffern gewählt, als er es sich anders überlegte. Es hatte wenig Zweck, sich mit Jeannot zu unterhalten, wenn man sich gleich an Jean wenden und dadurch viel kostbare Zeit sparen konnte.

Er griff nach seinem Telefonverzeichnis und rief Gustave Lepine an, den Polizeipräfekten von Marseille. Er kannte Lepine bereits seit

Jahren. Außerdem war ihm der Präfekt zu Dank verpflichtet. Vor einiger Zeit hatte er bei der Aufklärung einer rätselhaften Mordserie mitgewirkt, in die Industriemagnaten und Diplomaten verstrickt gewesen waren. Das Unternehmen hatte ihn beinahe sein eigenes und Nicoles Leben gekostet.

Lepine war gleich bereit, sich persönlich um die Fahndung nach den beiden Orientalen zu kümmern. Alle Flug- und Schiffshäfen und alle Grenzübergänge würden ab sofort strengstens kontrolliert werden. Ob es dazu allerdings nicht bereits zu spät war, stand auf einem anderen Blatt. Sieben Stunden waren eine lange Zeit für Leute, die es eilig hatten.

Zwei Tage später setzte sich Lepine wieder mit ihm in Verbindung. Alle Bemühungen waren umsonst gewesen. Die beiden Räuber von Zamorras Amulett waren der Polizei nicht ins Netz gegangen.

Der Professor hatte auch nicht mehr ernstlich damit gerechnet. Seine Vorbereitungen waren bereits abgeschlossen. Die beiden Flugkarten zum Flughafen Tunis-Carthage, die die inzwischen wieder völlig hergestellte Nicole geordert hatte, lagen zur Abholung bereit.

***

Wie gebannt blickte Sidi Ahmed ben Chedli auf den magischen Talisman, der vor ihm auf der schweren Marmorplatte des Tisches lag.

Ein schwaches silbriges Glitzern, ein geheimnisvolles Leuchten, das seltsam unirdisch wirkte, ging von dem Amulett aus. Der Drudenfuß in der Mitte, der innere Ring mit den stilisierten Tierkreiszeichen, der äußere Ring mit seinen undeutbaren Hieroglyphen, Keilschriftzeichen und verschlungenen Symbolen - all das faszinierte ihn ungemein.

Dies also war der geheimnisumwitterte Zauber des berühmten Dämonenjägers und Hexenbanners Professor Zamorra, den sie den Meister des Übersinnlichen nannten. Mit Hilfe dieses Talismans hatte es der Gelehrte aus dem Loiretal verstanden, den chaotischen Mächten der jenseitigen Welt zu trotzen.

Nun aber war der zauberträchtige Talisman in seinen Besitz übergegangen. Er, Sidi Ahmed ben Chedli, konnte mit seiner Hilfe endlich darangehen, einen lange gehegten Traum zu verwirklichen.

Und damit würde er sofort beginnen!

Chedli erhob sich von dem Diwan in seinem Privatgemach, nahm das Amulett vom Tisch und trat durch die Schiebetür hinaus auf die Terrasse seiner luxuriösen Villa.

Wohlgefällig ließ er seinen Blick über die großzügige Gartenanlage schweifen, die tropischen Pflanzen, Blumen und Bäume, die malerischen Steinbeete, die Springbrunnen, die im Hintergrund aufragenden Felsen, die die rückwärtige Grenze des Anwesens verkörperten.

Chedli schritt in den Garten hinein. Nirgendwo sah er einen Menschen. Es war Mittag, die Zeit der größten Hitze. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte wie Glut. Die Mitglieder seiner Familie und die Bediensteten hielten Siesta. Chedli war das recht. Was er jetzt vorhatte, war nicht für fremde Augen bestimmt.

Er ging weiter, das Amulett Professor Zamorras in der zur Faust geballten Hand. Er verspürte ein leichtes Prickeln auf der Handfläche, nicht direkt unangenehm, aber irgendwie seltsam. Je mehr er sich der Geröllwand im Hintergrund näherte, desto stärker wurde das Prickeln. Er hatte jetzt das Gefühl, als würde er von einer heißen Nadel gezwickt.

Nur zögernd schritt er noch vorwärts. Und mit jedem Meter, den er zurücklegte, wurde der Schmerz in seiner Hand intensiver. Die Haut brannte inzwischen wie Feuer.

Chedli blieb stehen, öffnete die Hand.

Ruckartig nahm er den Kopf zurück. Das schwache Glitzern des Talismans, das er bereits vorhin beobachtet hatte, hatte sich in ein Strahlen verwandelt.

Der Silberglanz war heller als das Licht der Mittagssonne. Die magischen Kräfte, die in dem Amulett schlummerten, offenbarten sich in eindrucksvoller Art und Weise.

Chedli mußte stark an sich halten, das Amulett nicht einfach fallenzulassen. Eine erste Ahnung, daß er sich hier auf Dinge eingelassen hatte, denen er vielleicht nicht so ganz gewachsen war, kam ihm. Aber noch dachte er nicht im Traum daran, von dem Weg abzugehen, den er beschreiten wollte. Er umklammerte den Talisman wieder mit fester Hand und setzte sich erneut in Bewegung.

Nach weiteren zehn Schritten - die Geröllwand lag nicht mehr weit entfernt - stockte er abermals.

Es ging nicht! Er konnte die Glut in seiner Hand nicht mehr aushalten. Wie eine heiße Kohle ließ er das Amulett los. Es fiel zu Boden.

Sofort hörte der Schmerz auf. Chedli betrachtete seine Hand. Er hatte ein paar entsetzliche Brandblasen erwartet, mußte aber zu seiner Überraschung feststellen, daß die Haut völlig unversehrt war. Magisches Feuer hinterließ ganz offensichtlich keine sichtbaren Spuren.

Er biß die Zähne zusammen, bückte sich, hob den Talisman wieder auf. Mit unverminderter Intensität kehrte der Schmerz zurück. Zu intensiv für ihn.

Zähneknirschend trat er den Rückzug an. Je weiter er sich von der Geröllwand entfernte, desto mehr ließ das Brennen nach. Als er die Villa fast wieder erreicht hatte, erinnerte nur noch das leichte Prickeln daran, daß er einen Gegenstand in der Hand hielt, der mehr war als

nur ein herkömmliches Schmuckstück.
Sidi Ahmed ben Chedli war kein Mensch, der Niederlagen einfach so hinnahm. Rückschläge waren dazu da, überwunden zu werden. So hatte er es immer in seinem Leben gehalten. Die großen Erfolge, die er erzielt hatte, gaben ihm recht. Wenn ein Ziel nicht auf geradem Weg erreicht werden konnte, dann mußte man eben einen Umweg machen. Und wenn man selbst nicht in der Lage war, etwas zu tun, dann mußte man jemanden finden, der einem die Arbeit abnahm. So einfach war das.
Von der Terrasse aus winkte er einem Diener, der dabei war, in der Halle die echten phönizischen Amphoren abzustauben. Der Bedienstete eilte herbei.
»Ja, Sidi?«
»Hol mir Djamaa her!«
»Sofort, Sidi.« Der Diener entfernte sich.
Eine andere Person kam aus dem Haus. Ein schlankes, bildhübsches Mädchen mit glutvollen Augen. Chedlis Herz ging auf, wenn er das Mädchen sah. Ahlem war schon immer seine Lieblingstochter gewesen.
»Vater…«
»Ja, meine Tochter?«
»Du siehst bedrückt aus, Vater.«
»Bedrückt?« Chedli bemühte sich, eine gleichmütige Miene zur Schau zu stellen. »Warum sollte ich bedrückt sein? Ein Mann, der eine so schöne Tochter sein eigen nennen kann…«
Ahlem blickte ihn ungewöhnlich ernst an. »Du lenkst ab, Vater! Ist es wegen des verschütteten Baaltempels? Hat es Ärger gegeben mit dem Zauberdings dieses Professors?«
Chedli versetzte es einen Schlag. Woher wußte Ahlem von dem Amulett?
»Zauberdings des Professors?« echote er mit gespielter Verwunderung.
»Zamorra oder so. Du weißt genau, was und wen ich meine, nicht wahr?«
Er kannte seine Tochter. Wenn es sein mußte, konnte er jedem etwas vormachen, ihr jedoch nicht.
»Woher weißt du von diesen Dingen, Ahlem?« fragte er mit einer gewissen Strenge in der Stimme. Er blickte sich prüfend um. Zeugen dieses Gesprächs durfte es nicht geben.
Ahlem zuckte die Achseln. »Ich war zufällig in der Nähe, als du Djamaa und Farhat den Auftrag gabst, diesem Zamorra einen… Besuch abzustatten.«
»Du hast gelauscht!«
Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Es war reiner Zufall, Vater. Ich

wollte…«

»War jemand bei dir? Ich meine, kann sonst noch jemand mitgehört haben?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Bestimmt nicht?«

»Nein.«

Chedli stieß hörbar die Luft aus. »Vergiß, was du gehört hast«, sagte er gepreßt. »Hast du mich verstanden?«

»Vater…«

»Kein Wort mehr darüber! Es gibt Dinge, die dich nichts angehen. Und dies ist eins davon.«

Er sah seinen Leibwächter kommen. Ahlem wurde jetzt zu einem echten Störfaktor.

»Geh ins Haus, Ahlem!« sagte er befehlend. »Du wolltest einen Teppich knüpfen, habe ich gehört? Tu das!«

Seine Tochter schlug die Augen nieder. Ihre Mundwinkel zuckten leicht.

Djamaa war zur Stelle. »Ihr habt mich rufen lassen, Sidi?«

»Ja.« Chedli nickte dem Leibwächter zu. Ahlem machte noch keine Anstalten, sich zu entfernen. Er wurde sich bewußt, daß ihr Blick auf seiner rechten Hand ruhte. Die Silberkette des Amuletts war deutlich sichtbar. Ein bißchen irritiert ließ er die Hand in der Hosentasche verschwinden. Er ärgerte sich, über sich selbst. Niemand außer Ahlem schaffte es, ihn zu irritieren.

»Ich habe dir befohlen, ins Haus zu gehen«, sagte er scharf. »Gehorchst du mir nicht mehr, meine Tochter?«

»Doch, ich gehorche«, antwortete sie leise. Sie hob die Augen, blickte ihm voll ins Gesicht. »Vater, tu nichts…«

»Geh!« donnerte Chedli.

Ahlem wandte sich um, ging. Mit einer Mischung aus Zorn und Unbehagen sah ihr Vater ihr nach.

Djamaa kam es nicht in den Sinn, sich nach dem Grund des Zerwürfnisses zwischen Vater und Tochter zu erkundigen. Er kannte seine Grenzen, wußte genau, wo er stand. Diensteifrig wartete er auf die Befehle seines Herrn und Meisters.

Es waren keine Befehle, die Chedli jetzt zu erteilen hatte. Zumindest würde sie Djamaa nicht als solche erkennen. Fast väterlich legte er die linke Hand auf die Schulter seines ergebenen Leibwächters.

»Du bist einer meiner treuesten Männer, Djamaa«, sagte er gönnerhaft. »Du hast es verdient, dabei zu sein, wenn wir das große Ziel ansteuern.«

Mit diesen Worten holte er das Amulett Professor Zamorras wieder aus der Tasche. Scheinbar tief in Gedanken verloren betrachtete er es.

»Wenn ich es mir recht überlege«, fuhr er dann fort, »dann hast du es

sogar verdient, der Steuermann zu sein. Schließlich haben wir den Besitz dieses magischen Amuletts nur dir zu verdanken. Du hast es uns verschafft. Hier, nimm es!«

Er hielt dem Leibwächter den Talisman hin.

Djamaa zögerte. »Ich habe es für Euch verschafft, Sidi«, sagte er langsam.

Chedli lächelte jovial. »Keine falsche Bescheidenheit, mein Junge. Dank wem Dank gebührt. Nun nimm es schon!«

Immer noch zögernd streckte der Leibwächter den Arm aus. Chedli drängte ihm das Amulett förmlich in die Hand.

»Komm«, sagte er dann schnell und wandte sich bereits zum Gehen, »wir wollen nicht länger zögern.«

Djamaa folgte, wie ein folgsamer Hund, der hinter seinem Herrn hertrottet. Chedli merkte ihm jedoch deutlich an, daß er sich nicht sehr glücklich fühlte.

Je tiefer sie in den Garten hineingingen, desto bewölkter wurde Djamaas Miene. Ein Ausdruck unterdrückten Schmerzes trat in seine Augen.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Chedli scheinheilig.

»Es brennt wie Feuer!«

»Schlimm?«

»N… ein.«

Chedli nickte wissend. »Das war zu erwarten. Die Kräfte des Amuletts strömen in deine Hand. Dieses Gefühl des Brennens ist jedoch nur eine sensuelle Täuschung. Sieh dir deine Hand an, Djamaa. Du wirst keine Brandblasen entdecken können.«

Der Leibwächter tat wie geheißen, öffnete die Hand. Der strahlende Silberglanz ließ ihn zusammenzucken. Argwöhnisch betrachtete er seine Hand.

»Keine Brandblasen«, stellte er fest. Er schien überrascht zu sein.

»Was habe ich gesagt? Nur eine Täuschung!«

Sie schritten weiter. Die Geröllwand kam näher und näher. Djamaa biß die Zähne zusammen. Er konnte nicht vermeiden, daß ein Stöhnen über seine Lippen kam.

Und dann standen sie vor den Gesteinsbrocken, die eine Zyklopenhand aufeinandergeschichtet zu haben schien. Oft schon hatte Sidi Ahmed ben Chedli hier gestanden, seit er von der Legende gehört hatte, daß sich hinter diesen Steinen ein uralter Tempel aus der Blütezeit des antiken Karthago verbergen sollte. Baal, der Götze der Karthager, sollte sein Heiligtum vor dem Zugriff der Römer geschützt haben.

Zuerst hatte Chedli nur gelacht. Baal? So ein Unsinn! Wer glaubte denn schon an solche Ammenmärchen. Dann aber war er schnell anderen Sinnes geworden. Die Felsbrocken ließen sich nicht bewegen,

nicht mit der Spitzhacke, nicht mit Dynamit. Eine unsichtbare, undurchdringliche Haut schien die Steine zu überziehen, schien sie tatsächlich zu schützen.

Langsam war er dahintergekommen, warum dieses phantastisch gelegene Grundstück niemals einen Käufer gefunden hatte, warum es gemieden wurde wie der Ansteckungsherd einer bösartigen Krankheit. Die Furcht vor dem Unbekannten, vor dem Unverständlichen war der Grund.

Ihn aber hatte das Unheimliche nicht geschreckt. Im Gegenteil, er hatte sich herausgefordert gefühlt. Er hatte das Grundstück erworben und darauf seine Prunkvilla errichtet. Und seit jenem Tage hatte er danach gefiebert, den Schutzbann des Baal zu brechen, den Tempel freizulegen.

Jahrelange Bemühungen waren vergebens gewesen. Bis er dann zufällig von Professor Zamorra gelesen hatte, dem Mann, der mit Hilfe eines geheimnisvollen Amuletts die Kräfte des Übersinnlichen, des Jenseitigen zu bannen verstand. Den Gedanken, den Professor als Bannbrecher zu engagieren, hatte er sofort wieder fallenlassen. Die Befreiung des Tempels sollte nicht publik werden. Der Tempel stand auf seinem Grundstück. Er gehörte ihm, ihm ganz allein. So hatte er seine beiden Leibwächter in geheimer Mission nach Frankreich geschickt. Mit gutem Erfolg.

Und nun war es soweit. Der Tempel wartete darauf, aus seiner seit Jahrtausende dauernden Isolation herausgelöst zu werden.

Unruhig abwartend stand Djamaa da. Der Schmerz nistete in seinem Gesicht. Jetzt hob er die Hand, spreizte seine Finger. Der Talisman war so strahlend wie der Kern einer silbernen Sonne.

»Sidi, wollt Ihr nicht…«

Sofort wehrte Chedli ab. »Aber nicht doch, mein Junge. Die Ehre gebührt allein dir.«

Djamaa schluckte. Sein Adamsapfel zitterte.

»Was soll ich tun, Sidi?«

Das war eine gute Frage. Chedli hatte im Stillen gehofft, daß bereits die unmittelbare Nähe des Talismans den Bann des Baal brechen würde. Aber danach sah es nicht aus. Massiv türmte sich die Geröllwand auf, wie gemauert.

War es vielleicht erforderlich, irgendwelche Zauberformeln herunterzuleiern? Das wäre dumm, sehr dumm sogar, denn die kannte er selbstverständlich nicht. Einiges hingegen versprach er sich vom direkten, unmittelbaren Kontakt. Er konnte sich vorstellen, daß das Amulett so ähnlich wie ein Schlüssel arbeitete, den man nur ins Loch schieben mußte.

»Drück den Talisman gegen einen der Brocken. So fest wie du kannst!« Aufmunternd nickte er Djamaa zu.

Der Leibwächter trat ganz dicht an die Geröllwand heran, nach wie vor der ergebene Diener, der zu allem bereit war. Chedli zog es vor, vorsichtshalber ein paar Schritte zurückzugehen, ganz unauffällig. Man konnte nie wissen. Und Vorsicht hatte noch nie geschadet.

Djamaa wurde jetzt doch von einer gewissen Scheu übermannt. Seine zitternde Hand war nur noch wenige Zentimeter von der Wand entfernt. Aber noch zögerte er.

»Nun mach schon, Djamaa«, drängte Chedli. »Oder hast du etwa Angst?«

Der Leibwächter warf einen unsicheren Blick über die Schulter zurück. Sein Blick war unstet, nervös.

»Na?«

»Nein, ich habe keine Angst«, sagte Djamaa. Dann preßte er kurz entschlossen den Talisman gegen den Fels.

Es geschah!

Aus dem Amulett schoß ein Blitz von ungeheurer Helligkeit. Geblendet schloß Chedli die Augen. Aber das unwahrscheinliche Licht drang selbst durch die geschlossenen Lider.

Dem ersten Blitz folgte ein zweiter, ein dritter, eine ganze Serie.

Aber das war noch nicht alles. Jeder Blitz wurde von einem hallenden Donnerschlag begleitet. Zehn Gewitter schienen gleichzeitig losgebrochen zu sein.

In gewisser Weise sah sich Chedli bestätigt. Das Amulett war in der Tat so etwas Ähnliches wie ein Schlüssel, der die Schlösser förmlich aufsprengte.

Dann hörte die Blitz- und Donnerorgie abrupt auf.

Chedli wagte es, die Augen wieder zu öffnen. In verkrümmter Haltung stand Djamaa vor der Wand. Den linken Arm hatte er schützend vor die Augen gelegt. Und mit der Rechten drückte er noch immer den Talisman gegen den Fels. Das strahlende Leuchten des Amuletts war verblaßt. Es glänzte nur noch ganz matt, kaum wahrnehmbar im Licht der Sonnenstrahlen. Alle Kraft schien aus ihm gewichen zu sein.

War es gelungen? War der Bann des Baal gebrochen?

Die Geröllwand sah aus wie zuvor - eine lückenlose Mauer aus massiven Felsbrocken.

Oder?

Fast wäre es Chedlis Aufmerksamkeit entgangen. In einer Höhe von gut zwei Metern bewegte sich einer der Felsblöcke, neigte sich nach vorne, geriet ins Gleiten.

»Djamaa!« schrie Chedli. »Zurück!«

Der Leibwächter fuhr zusammen, so als sei er ganz plötzlich aus einem Traum hochgeschreckt worden. Der in Bewegung geratene Brocken befand sich genau über ihm.

»Zurück, Djamaa!«

Jetzt endlich reagierte der Mann. Sein Blick ging nach oben, erfaßte die drohende Gefahr. Mit einem wilden Satz warf er sich zur Seite.

Gerade noch rechtzeitig. Der Felsklotz, mindestens eine halbe Tonne schwer, fiel wie eine Bombe, schlug dröhnend auf dem Erdboden auf. Genau dort, wo Djamaa noch ein paar Zehntelsekunden zuvor gestanden hatte.

Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Der Bann war gebrochen. Der magische Schutzschild existierte nicht mehr. Keine Zauberkraft mehr hielt die Felsen unverrückbar zusammen. Eine Öffnung war geschaffen. Die anderen Steine lasteten ganz offenbar nur noch durch ihr schieres Eigengewicht aufeinander.

Fasziniert starrte Chedli in die Öffnung hinein.

Er blinzelte ungläubig. Ein eiskalter Schauder jagte ihm über den Rücken.

Das gab es doch nicht!

»Djamaa!« krächzte er.

Der Leibwächter folgte seinem Blick. Und erstarrte…

Das war die Bestätigung für Chedli. Er hatte sich nicht getäuscht, war keiner Halluzination zum Opfer gefallen.

In der Felsenöffnung stand tatsächlich ein Mensch.

***

Die Boeing der Tunis Air landete auf dem Flughafen von Tunis-Carthage.

Zusammen mit den anderen Reisenden aus Paris stiegen Professor Zamorra und Nicole Duval die Gangway hinunter und gingen zum Flughafengebäude hinüber.

Es herrschte eine brütende Hitze. Die Luft flimmerte. Der Professor hätte sich nicht gewundert, wenn der Asphalt des Flugplatzes Blasen werfen würde.

Zamorra lockerte den Krawattenknoten, öffnete den obersten Hemdenknopf. Ein leichter Schweißfilm bedeckte den Halsansatz. Er fuhr mit der Hand darüber. Auf der Stelle verdüsterte sich seine Miene.

Nicole war sein plötzlicher Stimmungsumschwung nicht entgangen.

»Ist es die Hitze, Chef?« fragte sie. »Machst du deshalb so ein ärgerliches Gesicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Aber nein. Es ist nur…« Mit dem Zeigefinger tippte er gegen den Hals. »Du weißt, was ich normalerweise hier zu tragen pflege.«

Das Mädchen verstand sofort. »O ja, natürlich. Dein Amulett!«

Zamorra nickte. »Ich komme mir richtig nackt vor. Ein dummes Gefühl. Mir ist, als hätte ich ein Auge oder eine Hand verloren.

Schlimmer vielleicht noch.«

Sie betraten das Abfertigungsgebäude. Während sie auf ihr Gepäck warteten, fragte Nicole leise: »Chef, glaubst du wirklich, daß du es hier wiederfinden wirst?«

»Ich muß es wiederfinden, Nicole!«

»Aber wir haben doch überhaupt keinen Anhaltspunkt. Alles was wir wissen ist, daß zwei Tunesier die Räuber waren. Aber Tunesien ist groß. Was wir vorhaben, ist vergleichbar mit der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Wie viele Tunesier gibt es - vier Millionen?«

»Fünf.«

»Großer Gott!«

Die Koffer rollten über das Förderband. Ein paar Minuten später lagen Paß- und Zollformalitäten hinter ihnen. Sie nahmen eine Taxe, um sich in die City bringen zu lassen.

Die Fahrt verlief weitgehend schweigend. Geistesabwesend blickte der Professor aus dem Fenster. Der erste Eindruck von Tunesien war nicht gerade berauschend. Einem flachen Ödgelände folgte ein unromantischer See. Durch das geöffnete Vorderfenster drangen ziemlich üble Gerüche in Wageninnere. Der See stank.

Bald war Tunis, die Metropole des Landes, erreicht. Es ging eine breite, von Palmen gesäumte Straße entlang, die Avenue Mohammed V. Am Place d'Afrique bog der Taxifahrer dann in die Hauptstraße von Tunis ein, die wie alle Hauptstraßen in Tunesien Avenue Habib Bourguiba hieß.

»Chef!«

Zamorra wandte seinen Blick von der altmodischen Fassade des Hotels Claridge ab.

»Ja, Nicole?«

Das Mädchen zeigte aus dem Fenster auf ihrer Seite. Dort stand ein nüchternes, kompaktes Gebäude, dessen hervorstechendstes Merkmal teilweise vergitterte Fenster waren. Das Innenministerium, in dem auch die Polizei zu Hause war.

»Vielleicht sollten wir hier…«, setzte Nicole an.

Der Professor machte eine abwehrende Handbewegung. »Was soll ich sagen? Daß ich zwei typische junge Tunesier mit Oberlippenbärtchen suche?«

»Vielleicht haben sie eine Verbrecherkartei. Vielleicht können wir sie an Hand von Fotos identifizieren.«

»Ich glaube nicht, daß es sich bei den beiden um ›normale‹ Verbrecher gehandelt hat«, sagte Zamorra überzeugt. »Hinter dem Raub des Amuletts steckt kein simples Eigentumsdelikt, sondern etwas ganz anderes. Aber mir ist da inzwischen eine andere Idee gekommen!«

»Und die wäre?«
»Später, Nicole.«
Die Taxe war weitergefahren, hielt jetzt an. Das Ziel der Fahrt war erreicht: Tunis' einziger Wolkenkratzer, das einundzwanzigstöckige Luxushotel Africa Meridien, vielleicht das aufwendigste Hotel des gesamten Erdteils.
Der Taxifahrer fuhr wieder an und legte ein schneidiges Wendemanöver hin. Sein Glück, daß die Arrestzellen bereits ein gutes Stück zurücklagen.
Zamorra entlohnte den Verwegenen. Dann stiegen er und Nicole aus. Sofort bemächtigten sich zwei Livrierte ihres Gepäcks. Ein dienernder Türöffner lotste sie in die Hotelhalle.
Kurz darauf waren sie in ihrem Zimmer, das sie bereits von Frankreich aus bestellt hatten. ›Das‹ Zimmer stimmte nicht, denn es waren in Wirklichkeit zwei Zimmer, ein Wohnschlafraum und ein Vorraum. Beide sehr groß und komfortabel eingerichtet. Bar, Radio, Fernsehen, Klimaanlage, fast luxuriöse Möbel. Das Hotel Afrika bot etwas für sein Geld.
Kaum waren die beiden Kofferträger wieder draußen, als es Nicole vor Neugierde nicht mehr aushielt. Sie nahm sich nicht einmal die Zeit, ihre Frisur im Spiegel zu begutachten. Und das wollte bei ihr einiges heißen.
»Chef, du hast da vorhin etwas von einer Idee angedeutet«, sprudelte es aus ihr hervor.
Der Professor war bereits im Begriff, seine Idee in die Tat umzusetzen. Er hatte einen kleinen Handkoffer hochgenommen und ging damit zur Tür.
»Chef…« Nicoles Augen wurden groß, als sie erkannte, was das für ein Koffer war, den er da in der Hand hatte. Ihre Neugierde geriet jetzt doch in den Hintergrund.
»Chef, was, um Gottes willen, hast du mit meinem Perückenkoffer vor?« Die Furcht, daß ihren über alles geliebten Reserveköpfen Ungewisses bevorstand, verlieh ihrer Stimme einen leicht schrillen Klang.
Der Professor lächelte. »Später, Nicole«, sagte er wieder und öffnete die Zimmertür. Vorsichtig lugte er nach draußen. Er sah einen Etagenkellner und machte die Tür blitzschnell wieder zu.
Erst eine Minute später, als er sich ganz sicher war, daß sich niemand auf dem Flur aufhielt, verließ er mit dem Perückenkoffer in der Hand das Zimmer.
Eine total verwirrte Nicole blieb zurück.

***

Baalyaton schlug die Augen auf.

Er war sofort hellwach, verspürte keine schlaffe Müdigkeit in seinen Gliedern.

Baalyaton wußte, daß er lange geschlafen hatte, länger wahrscheinlich als je ein Mensch zuvor. Und er wußte auch, daß sein Schlaf kein normaler Schlaf gewesen war, wußte, daß es ein künstlicher Schlaf gewesen war, den ihm der Gott geschenkt hatte.

Und nun hatte ihn der Gott aus dem Schlaf aufwachen lassen.

Langsam erhob er sich von den kalten Marmorplatten des Tempelbodens.

Auch die anderen waren erwacht, die Priester und die geweihten Frauen. Sie richteten sich ebenfalls auf.

Der Oberpriester blickte sich um.

Der Tempel war von einem flackernden Lichtschein erfüllt. Das ewige Feuer des Herrn Baal-Hammon loderte mit unverminderter magischer Kraft.

Aber da war auch noch ein anderes Licht - Tageslicht. Es fiel ein durch eine Lücke, die sich in dem schützenden Felsenvorhang vor dem Tempelportal aufgetan hatte.

Es war still, fast beängstigend still. Kein Kampfeslärm drang ins Innere des Heiligtums, kein Siegesgebrüll der Krieger aus dem verfluchten Land, keine Schreie der Verletzten und der Todgeweihten.

Die Stille des Friedens?

Stimmen schwirrten jetzt durch den Tempel. Die Zungen der Priester und Jungfrauen hatten sich gelöst. Mit einer gebieterischen Geste unterband Baalyaton die Plapperei.

»Schweigt«, wies er die Seinen an, »dies ist nicht der Zeitpunkt für eitles Geschwätz.«

Sie schwiegen auf der Stelle. Sein Wort war Befehl für sie. Er war der Oberpriester.

Gemessenen Schrittes ging er zu der Lücke in den Felsen und blickte hinaus.

Die Überraschung übermannte ihn, ließ ihn beinahe taumeln. Großer Baal! Alles war anders, alles hatte sich verändert. Und in welch außerordentlichem Maße…

Dort wo Karthago gelegen hatte, die brennende Stadt, über die düstere Rauchschwaden hinweggezogen waren, lag jetzt eine andere Stadt. Eine fremde Stadt mit seltsam breitgestreckten Häusern, ungewöhnlichen spitzen Türmen, rätselhaften Rundkuppeln.

Kein Krieg hatte diese Stadt je heimgesucht. Nirgends waren Spuren des Verfalls oder der Zerstörung. Die Stadt hatte keine Schutzmauer, keine Tempel. Und sie war viel kleiner als das Karthago, das er kannte.

Eine fremde Stadt, eine fremde Welt, eine fremde… Zeit!

Im Vordergrund sah er ein pompöses Haus mit ungewöhnlich bunten,

glatten Flächen, umgeben von einer blühenden Gartenfläche, wie sie eines Gottes würdig war. Die Steintreppe, die zum Portal des Tempels geführt hatte, existierte nicht mehr.

Erst jetzt bemerkte er die beiden Männer, die unmittelbar am Fuße der schützenden Geröllwand standen, etwa zwei Mannshöhen unterhalb der Öffnung, durch die er hinausblickte.

Die Männer blickten zu ihm hoch. Ungläubigkeit zeichnete sich in ihren Gesichtern ab.

Seltsam aussehende Männer waren es, diese beiden. Sie trugen enganliegende Kleider aus feinen Stoffen. Bein- und Brustkleid bildeten keine Einheit, auch wenn sie von derselben Machart waren. Niemals zuvor hatte er Menschen in einem ähnlichen Aufzug gesehen.

Wer waren diese beiden Männer? Feinde, die gekommen waren, den Gott zu lästern?

Angehörige des verfluchten Volkes?

Nein, sie machten eigentlich keinen feindlichen Eindruck. Einer von ihnen, der ältere mit dem feisten Händlergesicht und der verfetteten Gestalt eines Wollüstlings, lächelte jetzt verzerrt. Er hatte die Hand gehoben und machte damit wedelnde Bewegungen. Und er rief etwas.

Baalyaton verstand kein Wort, und dies, obgleich er ein sprachgewandter Mann war. Neben seiner punischen Heimatsprache beherrschte er auch das Griechische und das Lateinische der Männer aus dem verfluchten Land.

In diesem Augenblick geschah etwas, das ihn bis ins Mark entsetzte.

Ganz plötzlich war die Luft erfüllt von einem furchtbaren Dröhnen, gegen das der Kampfeslärm in der umtobten Stadt ein bloßes Säuseln gewesen war. Baalyaton hob seine Augen zum strahlenden, wolkenlosen Himmel. Von dort schien das ohrenzerfetzende Dröhnen zu kommen.

Sein Entsetzen wurde nicht geringer. Er sah einen riesigen dunklen Vogel, der einen langen, sich auflösenden Schwanz hinter sich herzog. Er flog so hoch, wie er nie einen Vogel fliegen gesehen hatte. Seine Ausmaße mußten unvorstellbar groß sein. Baalyaton begriff sofort. Dies war kein Vogel, der aus einem Ei geschlüpft war. Es mußte ein künstliches Geschöpf sein.

Wer hatte es geschaffen? Die Menschen, die dort unten in der fremden Stadt lebten?

Der furchtbare Lärm hatte Gisgo, den nach ihm ranghöchsten Priester, aufgeschreckt. Gisgo trat mit fahlem Gesicht an seine Seite und blickte ebenfalls nach draußen. Mit zuckenden Mundwinkeln nahm er die veränderte Szenerie in sich auf, anfänglich ohne ein Wort zu sagen.

Der Riesenvogel war mittlerweile in der Ferne verschwunden. Die beiden Fremden am Fuße der Geröllwand jedoch waren noch immer

da.

»Was… was ist geschehen?« fragte Gisgo stammelnd.

Baalyaton hatte gewisse Ahnungen.

»Ein Wunder ist geschehen, das unser Herr Baal-Hammon bewirkt hat«, gab er zur Antwort. »Um uns zu schützen, hat er den Tempel und uns alle in eine andere Ära versetzt, in eine fremde Zeit mit fremden Menschen und fremden Gebräuchen.«

»Dann sind wir verloren! Diese Stadt, diese Menschen… Es können nur die Nachkommen der Verfluchten sein. Sie werden uns angreifen und töten und…«

»Steck nicht den Pfeil vorzeitig in den Köcher zurück«, sagte Baalyaton scharf. »Unser Herr Baal-Hammon ist kein Freund der Verzagten. Wir müssen lernen, uns in dieser Fremde zurechtzufinden. Nicht ohne Grund hat uns der Gott hierhin geführt. Vergiß nicht, daß wir gelobt haben, seine Herrschaft zu erneuern und Rache zu nehmen am Volke der Verfluchten. Vielleicht ist der Zeitpunkt jetzt gekommen.«

Er zeigte nach unten zu den beiden Männern. »Wir müssen mit ihnen sprechen. Sie können uns Auskunft geben über alles, was wissenswert für uns ist.«

Der Feiste, dem der Donnervogel gerade das Wort von den Lippen gerissen hatte, redete jetzt wieder. Und immer noch wedelte er mit der Hand.

»Wie willst du mit ihnen sprechen?« gab Gisgo zu bedenken. »Sie sprechen mit fremder Zunge. Ihre Worte rauschen an meinem Ohr vorbei wie das Gesumm der Fliegen.«

»Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.«

»Und wenn sie nicht wollen?« unkte Gisgo. »Wenn Sie uns nicht sagen werden, was zu wissen wir begehren?«

»Es spielt keine Rolle, was sie wollen. Du weißt, Gisgo, daß ich die Kunst des bannenden Blicks beherrsche. Noch nie ist es einem Sterblichen gelungen, sich der Kraft meiner Augen zu entziehen, die der Gott mit seiner Macht gesegnet hat. Und wie deutest du die Gebärden des fetten Mannes? Meinst du nicht, daß auch er begierig ist, mit uns zu sprechen?«

»Ja«, sagte Gisgo, »er bedeutet uns, zu ihm hinabzusteigen!«

»Nichts liegt uns ferner als dies. Den schützenden Hort des Tempels werden wir nicht verlassen. Sie müssen zu uns emporsteigen. Nicht nur um uns Einblick zu geben in diese fremde Welt. Es ist auch an der Zeit, unserem Herrn Baal-Hammon Dankbarkeit für unsere Rettung zu erweisen. Einer der beiden muß dem ewigen Feuer geopfert werden!«

»Und du glaubst, sie kommen zu uns in den Tempel?«

»Wir werden sehen.«

Baalyaton lächelte zu den beiden Männern hinab. Auch er machte

jetzt einladende Gesten. Obgleich er wußte, daß die Fremden ihn kaum verstehen würden, begleitete er seine Handbewegungen mit wortreichen Begrüßungsfloskeln. In punischer und in griechischer Sprache. Und in der unsäglichen Sprache der Verfluchten.

Erwartungsgemäß ließen sie nicht erkennen, daß ihnen die Sprachen vertraut erschienen. Aber ganz offenbar begriffen sie, auf was er hinauswollte. Sie tauschten Blicke, wägten das Für und Wider ab.

»Lächle, Gisgo«, sagte Baalyaton, »damit sie sehen, wie willkommen sie uns sind.«

Gisgo lächelte.

***

Nach einer guten Viertelstunde etwa war der Professor wieder zurück.

Nicole empfing ihn mit bohrendem Blick. »Chef, wo hast du meinen Perückenkoffer gelassen?«

Zamorra biß sich auf die Lippen. »Oh, verdammt!«

»Was heißt das?«

»Ich habe ihn wohl vergessen.«

»Vergessen?« wiederholte Nicole. Eine ganze Gefühlsskala schwang in diesem einen Wort mit.

»Ja. Ich stand an der Rezeption und fragte den Empfangchef, ob er unsere beiden tunesischen Freunde kennt. Natürlich waren sie ihm unbekannt. Und als ich dann wieder ging, tja, da muß ich ihn stehengelassen haben.«

»Chef!«

Zamorra setzte eine zerknirschte Miene auf. »Es tut mir leid, Nicole. Aber es ist ja kein Beinbruch. Der Koffer wird noch da stehen. Das Hotel Africa ist ein erstklassiges Hotel. Hier stiehlt niemand.«

Nicole hatte vorgehabt, ins Bad zu gehen. Sie war bereits halb ausgezogen. Mit fliegenden Händen kleidete sie sich jetzt wieder an. In Sekundenschnelle war sie ausgehfertig.

»Ich gehe und hole ihn«, sagte sie und bedachte den Professor dabei mit einem ungnädigen Blick. Sie war so aufgeregt, daß sie ihn jetzt nicht einmal fragte, warum er ihren Koffer eigentlich mitgenommen hatte.

Sie verließ das Zimmer. Mit einem schwer deutbaren Lächeln blickte ihr Zamorra nach.

Er wartete zehn Minuten. Nicole war noch immer in Sachen ihres verschwundenen Koffers unterwegs. Und das würde sie auch noch eine ganze Weile bleiben. Niemand wußte das so gut wie der Professor selbst.

Er machte sich auf, ihr zu folgen.

Sie war noch in der Halle, diskutierte hochroten Kopfes mit dem

Rezeptionspersonal herum. Einige Hotelgäste, Europäer meist, die sich in der Nähe aufhielten, waren bereits aufmerksam geworden.

Zamorra trat näher.

»… unter allen Umständen wiederhaben«, hörte er seine Sekretärin und Freundin sagen.

Sie bemerkte seine Annäherung, drehte sich zu ihm um.

»Chef, stell dir vor, die Leute sagen, daß hier kein Koffer gestanden hat!«

»Waaas?« Der Professor sprach außergewöhnlich laut und durchdringend. »Soll das etwa heißen, daß man mich einer Lüge bezichtigt?«

Nicole nickte. »So ungefähr, ja.«

»Warte, das haben wir gleich.« Zamorra winkte den Empfangschef herbei. Der Mann, groß, würdig, wie aus dem Ei gepellt und mit einer Miene, die wahrscheinlich auch dann noch freundlich gewesen wäre, wenn ihm ein Gast ins Gesicht geschlagen hätte, war sofort zur Stelle.

»Monsieur?«

»Sie!« sagte der Professor dröhnend. »Ich höre, Sie bestreiten, vorhin mit mir hier gesprochen zu haben?«

Zwei Gäste, die in Geldwechselgeschäften mit einem anderen Rezeptionisten verwickelt waren, vergaßen ihre Dinare und Dollar und blickten angestrengt herüber, mit gespitzten Ohren und einem erwartungsvollen Ausdruck im Gesicht.

Der Empfangschef litt sichtlich, verlor aber sein Lächeln nicht.

»Nein, Monsieur, das habe ich nicht gesagt. Ich habe Madame lediglich wissen lassen, das sich hier kein herrenloser Perückenkoffer befindet.«

»Aber der Koffer war hier! Ich habe ihn versehentlich hier stehenlassen.«

Der Empfangschef zuckte die Achseln, wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

»Ah!« brüllte Zamorra aus voller Lunge. »Jetzt verstehe ich. Der Koffer ist gestohlen worden. Diebisches Personal! Halunken! Gesindel!«

Jetzt war jeder Mensch in der Halle aufmerksam geworden. Die Augen aller hatten nur noch eine Blickrichtung. Belustigung spiegelte sich darin, aber auch peinliche Berührung.

Am peinlichsten war jedoch der Empfangschef berührt.

»Beruhigen Sie sich doch, Monsieur«, sagte er beinahe flehend. »Ich werde sofort…«

»Ich weiß, was sie wollen!« tobte der Professor. »Sie wollen den Diebstahl verschleiern! Man kennt das ja. Aber nicht mit mir, Monsieur! Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben, was? Ich will es Ihnen sagen. Ich bin Professor Zamorra! Schon mal gehört, ja?

Ganz recht, der berühmte Professor Zamorra, dem Mann, dem nichts entgeht. Und auch diesem abscheulichen Raub werde ich schnell auf die Spur kommen. Warten Sie ab!«

Zamorra legte die Fingerspitzen an die Schläfen, schloß die Augen. Steif und unbeweglich stand er da. Sein Gesicht war zu einem wahren Sinnbild innerer Sammlung und äußerster Konzentration geworden.

»Monsieur…«, setzte der Empfangschef wieder an, wurde jedoch unterbrochen.

»Ruhe!« schrie ihn der Professor mit überschnappender Stimme an. »Stören Sie gefälligst meine Gedankenströme nicht!«

Der Empfangschef sagte nichts mehr. Niemand in der Halle sagte etwas. Man hätte eine Nadel fallen hören können. Es ging eine seltsame Faszination aus von diesem Mann, der jetzt wieder wie eine Statue da stand, in tiefer Konzentration versunken. Alle, Personal und Hotelgäste gleichermaßen, starrten ihn an wie gebannt. Auch Nicole war völlig sprachlos, wenn auch aus anderen Gründen als die übrigen Anwesenden.

Zamorra hob mit einer dramatischen Geste eine Hand. Nach wie vor mit geschlossenen Augen sagte er mit monotoner Stimme: »Ich sehe! Ich sehe den Koffer. Er befindet sich in einem kleinen Schrank, in einem Spind. Kleidungsstücke sind darin, eine Flasche Wein, Rasierzeug, Seife… Der Spind eines Hoteldieners. Ich sehe das Zimmer. Sechs Betten stehen darin, jeweils drei übereinander. Nein, es sind sieben Betten. Da steht noch ein zusätzliches an der Wand. Ich sehe einen Mann, der das Zimmer betritt. Er geht auf den Spind zu, öffnet ihn, greift nach dem Koffer. Ich sehe das Gesicht des Mannes. Es ist schmal, mit einer großen Nase. Der Mann hat einen Schnauzbart mit nach oben gebogenen Enden. Der Koffer! Der Mann nimmt den Koffer aus dem Schrank. Er hat Angst, blickt sich suchend um. Jetzt schiebt er den Koffer unter das einzelne Bett, legt eine helle Decke darüber. Er verläßt das Zimmer. Ich kann die Nummer des Zimmer sehen. Dreihundertundneunzehn, nein, dreihundertneunundzwanzig…«

Der Professor brach ab, öffnete die Augen.

»Wollen Sie den Koffer nicht holen?« fauchte er den Empfangschef an.

Der zuckte regelrecht zusammen. Er trat auf einen der anderen Rezeptionisten zu, flüsterte mit ihm in arabischer Sprache. Der Mann warf einen beinahe scheuen Blick auf Zamorra, kam dann hinter dem Tresen vor und ging mit schnellen Schritten davon.

Die Spannung der Menschen in der Halle löste sich. Worte schwirrten hin und her. Niemand ging. Alle warteten auf die Rückkehr des Rezeptionisten.

»Chef«, sagte Nicole leise, »was soll das alles…«

»Pssst«, machte der Professor, »nicht jetzt!«
Er war sich bewußt, daß er nach wie vor im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit stand.
Die Aufmerksamkeit wurde noch größer, als der Rezeptionist wenig später wieder in der Halle erschien.
Er hatte den Perückenkoffer in der Hand!
»Da ist er ja!« rief Nicole aus. Sie eilte dem Mann entgegen, riß ihm ihren kostbaren Besitz förmlich aus der Hand.
Triumphierend blickte Zamorra den Empfangschef an. »Na, was habe ich gesagt? Mich zu betrügen oder zu berauben lohnt sich nicht. Ich finde den Täter immer!«
Der Empfangschef nagte unbehaglich an der Unterlippe.
»Entschuldigen Sie, Monsieur Professor. Sie können sich nicht vorstellen, wie ungeheuerlich peinlich mir der Vorfall ist. Ich werde dafür sorgen…«
»Machen Sie sich nichts daraus«, sagte Zamorra jovial. »Sie persönlich sind ja nicht verantwortlich. Ich kann in ihren Gedanken lesen, daß Sie ein ehrlicher Mensch sind.«
»In meinen Gedanken lesen…«, stammelte der Mann.
»Eine meiner geringsten Fähigkeiten, Monsieur«, sagte Zamorra lässig und wandte sich ab. »Komm, Nicole, auf den Schreck haben wir uns einen Drink verdient.« Über die Schulter fragte er den Empfangschef: »Wo ist die Bar?«
Der Mann hatte sich wieder gefaßt. Mit seiner alten Würde erklärte er, daß es vier Bars im Hotel gab, er jedoch die im ersten Stockwerk empfehlen würde.
Es war nicht einfach für den Professor und Nicole, die Hotelhalle zu verlassen. Mehrere Gäste drängten sich um sie. Ein breitschultriger Mann verstellte ihnen regelrecht den Weg.
»Sie, Mister«, sagte er in breitem Amerikanisch. »Ich bin Geschäftsmann und möchte Sie engagieren. Einen Hellseher kann ich gut gebrauchen. Ihr Gehalt bestimmen Sie selbst.«
Zamorra lehnte das Angebot ab. Und er lehnte auch andere Ansinnen ab, die Gedankenlesen oder Hellsehen von ihm erbaten. Mühsam gelang es ihm, sich zu befreien und die staunenden und erregten Leute zurückzulassen.
Auch Nicole staunte.
»Ich verstehe das alles nicht«, sagte sie auf dem Weg zur Bar. »Du kannst doch gar nicht Gedankenlesen und Hellsehen. Und ohne dein Amulett doch schon überhaupt nicht.«
Zamorra blinzelte ihr zu. »Wer weiß das hier außer dir und dem Empfangschef?«
»Dem Empfangschef?« echote das Mädchen aufs äußerste verblüfft und verwirrt.

»Es hat mich glatte zweitausend Franc gekostet, ihn zum Mitspielen zu bewegen«, lächelte der Professor. »Aber ich glaube, es war eine Investition, die sich gelohnt hat.«
Ganz langsam dämmerte es Nicole.

***

»Der Kerl will, daß wir zu ihm da ins Loch klettern«, sagte Chedli heiser. »Verdammte Situation!«
Langsam war er im Begriff, den Schock zu überwinden, den ihm das Erscheinen der beiden seltsamen Gestalten dort oben versetzt hatte. Männer aus dem alten Karthago waren es, er zweifelte nicht daran. Priester wahrscheinlich, die sich im Tempel aufgehalten hatten, als der Schutzzauber wirksam geworden war.
Noch vor Jahren hätte er laut darüber gelacht, wenn ihn jemand so eine Geschichte erzählt hätte. Jetzt aber sah es anders aus. Der magische Felsvorhang war eine Realität gewesen. Das Amulett Professor Zamorras war eine Realität. Warum sollten nicht auch ein paar Priester, die Jahrtausende überlebt hatten, eine Realität sein?
Djamaa blickte ihn unsicher an. »Wir sollten nicht hinaufsteigen, Sidi. All dies ist so… unheimlich.«
»Hast du Angst?« fragte Chedli. Er wußte, daß sein Leibwächter nichts so sehr fürchtete, wie als Feigling zu gelten. Nicht zuletzt aus diesem Grund hatte er sich stets als so zuverlässiger und nach nichts fragender Mitarbeiter erwiesen.
»Ich habe keine Angst«, antwortete Djamaa auch programmgemäß. »Aber diese Männer… Sie sind…«
»Mir kommen sie nicht gefährlich vor, diese Männer«, meinte Chedli. »Sie sind genauso verwirrt, uns zu sehen, wie wir sie. Und hast du bemerkt, wie der eine zusammengezuckt ist, als das Flugzeug vorbeikam? Die haben ganz bestimmt dreimal soviel Angst wie wir.«
»Wenn ihr meint, Sidi…«
Genau das meinte Chedli. Die beiden Männer dort oben lächelten jetzt. Hilflos, wie ihm schien. Er erinnerte sich an einen Bestseller, den er gelesen hatte. Future Shock! Das war es, was die Karthager verspüren mußten.
Und Baal, der Götze aus der jenseitigen Welt?
Harmlos, entschied Chedli. Das Amulett des Professors aus Frankreich hatte den Schutzvorhang geknackt wie ein Schneidbrenner den Safe. Baal stellte keine Gefahr da. Und wenn doch, dann hatten sie ja das Amulett.
Jahrelang hatte er darauf gewartet, den Tempel freizulegen, hatte er von den Schätzen geträumt, die darin auf ihn warteten.
Kultgegenstände aus Gold, Silber und Edelsteinen…
Massive Götzenfiguren von unschätzbarem Wert…

All das gehörte jetzt ihm. Und mit diesen beiden Priesterlein würde er schon fertig werden.

»Was macht das Amulett, Djamaa?« erkundigte er sich. »Brennt das magische Feuer noch?«

Sein Leibwächter schien den Talisman in den letzten Minuten völlig vergessen zu haben. Fast überrascht blickte er jetzt auf seine Hand, die Amulett und Kette mit verkrampftem Griff umklammerte. Er lockerte den Griff und öffnete die Hand.

»Es brennt noch«, entgegnete er, »aber längst nicht mehr so stark wie vorhin.«

Bestens, dachte Chedli, dann liegt ja jetzt kein Grund mehr vor, das Ding nicht wieder an mich zu nehmen. Bei ihm selbst war es besser aufgehoben als bei Djamaa.

Er streckte die Hand aus. »Gib es mir, Djamaa. Ich möchte auch mal ein bißchen… zaubern.«

Bereitwillig händigte ihm der Leibwächter das Amulett aus. Er schien sogar in gewisser Weise erleichtert zu sein, sich davon trennen zu können.

Chedli steckte es in die rechte Hosentasche. Er sah hoch zu den beiden Priestern. Der eine redete noch immer in seinem unverständlichen Kauderwelsch, machte einladende Bücklinge dabei. Alt war er schon, dieser Mann. Wenn man ihn einmal hart anpackte und schüttelte, würde er wahrscheinlich anfangen zu zittern. Aber das würde wohl gar nicht nötig sein. Die beiden Burschen schienen schon von sich aus bereit zu sein, Entgegenkommen zu zeigen.

Chedlis Entschluß stand fest.

»Wir klettern nach oben, Djamaa«, sagte er fest. »Mach den Anfang!«

Der Leibwächter zögerte nur ganz kurz. Dann tat er das, was er immer tat: er gehorchte.

Der heruntergefallene Felsbrocken war unregelmäßig geformt, wies Auswaschungen und vorstehende Grate auf. Es gehörte nicht einmal besondere Geschicklichkeit dazu, ihn als eine Art Treppe zu benutzen. Selbst Chedli, dessen einst atlethische Figur durch gutes Essen ziemlich gelitten hatte, traute sich ohne weiteres zu, die zweieinhalb Meter bis zu der Öffnung in der Geröllwand leicht bewältigen zu können.

Djamaa machte sich an den Aufstieg. Er brauchte nur Sekunden, dann hatte er es bereits fast geschafft. Einer der Karthager streckte hilfreich seine Hand aus und zog ihn ganz hoch. Der Leibwächter verschwand in dem Felsloch.

Chedli folgte nicht sofort.

»Djamaa!« rief er nach oben. »Hörst du mich?«

Sofort tauchte der Kopf seines Leibwächters wieder in der Öffnung auf.

»Wie sieht es aus, Djamaa?«

Der Leibwächter lächelte verkniffen. »Enttäuschend, Sidi. Kein Gold, keine Edelsteine. Ein großer saalartiger Raum mit einer riesigen Götzenfigur. Aus Eisen, glaube ich. Davor brennt ein Feuer. Das ist schon alles, was ich bisher gesehen habe.«

»Noch Menschen außer den zweien?«

»Ich habe sonst niemanden gesehen.«

Kein Gold, keine Edelsteine? Das war in der Tat enttäuschend, fand Chedli. Aber es mußte ja nicht alles gleich auf den ersten Blick zutage treten. Er würde sich selbst überzeugen.

»Ich komme«, sagte er.

Dann kletterte er ebenfalls nach oben. Es war doch etwas beschwerlicher, als er gedacht hatte. Einmal wäre er beinahe mit dem Fuß abgerutscht und hintenüber gekippt. Er konnte sich gerade noch so halten. Schließlich konnte er die helfende Hand des Priesters ergreifen. Mit einer Kraft, die er der dünnen Gestalt des Mannes gar nicht zugetraut hätte, zog ihn dieser ganz nach oben. Ein bißchen schwer atmend betrat Chedli den Höhleneingang.

Sein Blick fiel sofort auf die Götzenfigur, von der Djamaa gesprochen hatte.

Enttäuschend? Nein, dieses gewaltige Götterbildnis war nicht enttäuschend. Es war imponierend und… beängstigend. Die züngelnden Flammen davor tauchten es in geisterhaftes, rötliches Licht, gaben der Figur fast den Anschein, als würde sie leben.

Ganz plötzlich fühlte sich Chedli gar nicht mehr so wohl in seiner Haut. Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, ohne Vorbereitung, beinahe spontan, diesen Tempel zu betreten.

Gewaltsam zwang er seine Bedenken nieder. Er durfte vor diesen Priestern keine Schwäche zeigen, durfte ihnen nicht das Gefühl geben, daß er nicht völlig Herr der Situation war.

Die beiden Karthager lächelten immer noch. Der Dünne mit dem asketischen, wie aus dunklem Holz gemeißelten Gesicht bedeutete ihm in der Zeichensprache, näherzutreten. Er ging voraus, auf das Götterbild zu.

Zögernd folgte ihm Chedli, gemeinsam mit Djamaa. Ihm war es im Augenblick gar nicht so recht, sich allzuweit von der Öffnung im Fels zu entfernen.

Noch etwas beunruhigte ihn. Da war auf einmal ein Brennen auf seinem Oberschenkel, das stärker und stärker wurde, je mehr er sich dem Götterbild näherte.

Das Amulett!

Es wurde wieder aktiv. Warum? War der Götze dafür verantwortlich? War er von übernatürlichen Kräften erfüllt - genau wie der steinerne Geröllvorhang, den der Talisman gesprengt hatte?

Abrupt blieb Chedli stehen. Er hielt Djamaa am Arm fest, um auch diesen am Weitergehen zu hindern.

»Sidi?«

»Hier ist etwas faul, Djamaa«, flüsterte er. »Wir sollten umkehren.«

Der asketische Priester hatte bemerkt, daß sie ihm nicht mehr folgten.

Er verhielt seinen Schritt ebenfalls, drehte sich zu ihnen um. Mit seiner dunklen Stimme sagte er etwas, begleitete seine Worte mit einer einladenden Handbewegung. ›Kommt!‹ sollte das wohl bedeuten.

Chedli schüttelte den Kopf. Er hatte auf einmal das Gefühl, in eine Falle geraten zu sein. Konnte es sein, daß das Amulett Professor Zamorras sein Empfindungsvermögen stärkte, daß es ihn warnen wollte?

Noch einmal machte der asketische Priester seine Handbewegung. Und wieder schüttelte Chedli den Kopf.

Das Lächeln im Gesicht des Karthagers gefror. Seine harten Züge wurden noch härter, und ein Funkeln trat in seine nachtdunklen Augen.

Blitzartig wurde sich Chedli darüber klar, daß er den Mann gewaltig unterschätzt hatte. Das freundliche Lächeln, das harmlose, beinahe ängstliche Getue waren nur Tünche gewesen. Jetzt zeigte der Mann sein wahres Gesicht, das Gesicht eines Priesters, der einem blutrünstigen Gott diente.

Chedli fuhr herum.

»Raus hier!« zischte er seinem Leibwächter zu. »Nichts wie raus hier!«

Er setzte sich in Bewegung, wollte auf das Loch in den Felsen zueilen. Das einfallende Tageslicht erschien ihm wie ein Fanal der Sicherheit.

Er kam nicht weit.

In seinem Rücken stieß der Asketische ein paar Töne aus, mit schneidender, befehlender Stimme.

Der zweite Priester, der noch vor Chedli und Djamaa stand, zwischen ihnen und dem Felsenloch, nahm Kampfstellung ein. Auch aus seinem Gesicht war das Lächeln gewichen, hatte Kälte und Entschlossenheit Platz gemacht. Seine Augen erglühten in wildem, fanatischem Eifer.

Und dieser zweite Priester blieb nicht der einzige, der sich ihnen in den Weg stellte.

Auf einmal kamen sie von allen Seiten - hinter steinernen Stützsäulen hervor, aus dem Schatten einer zweiten riesigen Götterfigur, die Chedli erst jetzt sah, aus Nischen an den steinernen Tempelwänden…

Seine plötzliche Ahnung sah sich bestätigt: Sie waren in eine sorgfältig aufgebaute Falle gelaufen!

Djamaa stürzte sich auf den ersten Priester, der ihm den Weg verstellte. Der Leibwächter war ein kampfstarker junger Mann. Bevor

ihn Chedli engagiert hatte, war er beim Rollkommando einer radikalen Studentenbewegung gewesen. Wegen Totschlags war er im Gefängnis gewesen, aus dem ihn Chedli dank seiner guten Beziehungen herausgeholt hatte. Und auch jetzt zeigte Djamaa seine Qualitäten. Der Priester bekam einen Faustschlag mitten ins Gesicht, flog mehrere Meter zurück.

»Komm, Sidi!« rief der Leibwächter gehetzt. Er rannte an dem gestürzten Karthager vorbei, dem rettenden Felsenloch entgegen. Keuchend folgte ihm Chedli.

Seine Fettleibigkeit rächte sich jetzt. Er war zu langsam, kam nicht schnell genug an dem niedergeschlagenen Priester vorbei. Der wälzte sich ihm in den Weg, packte ihn am rechten Fuß, riß wütend daran.

Chedli geriet ins Stolpern. Verzweifelt trat er nach seinem Gegner. Aber der hielt fest wie ein Blutegel, der ein Opfer gesucht und gefunden hatte.

»Djamaa!« schrie Chedli.

Der Leibwächter hatte es beinahe geschafft. Nur noch wenige Meter trennten ihn von der Freiheit des Tageslichts. Aber er erwies sich als loyaler Mann, für den das Wort Pflichterfüllung keine hohle Phrase war. Ohne zu zögern kehrte er zu dem Mann zurück, in dessen Diensten er stand, um ihm zu helfen.

Das war auch sein Verderben. Die anderen Priester - es waren auch Frauen dabei - stürzten sich wie eine Horde hungriger Wölfe auf ihn. In einem Gewirr von Leibern, Armen und Beinen ging Djamaa zu Boden.

Der eine Priester hatte Chedlis Fuß inzwischen losgelassen. Chedli rappelte sich hoch. Die Karthager waren alle mit Djamaa beschäftigt, schienen ihn nicht ganz ernst zu nehmen. Er versuchte, diese Chance zu nutzen, doch noch davonzukommen. Schon war er halb an dem sich wälzenden Menschenknäuel vorbei. Aber seine Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Der asketische Priester hatte aufgepaßt. Seine stahlharte Hand schmetterte in Chedlis Nacken, lähmte ihn regelrecht.

Der Priester bellte einen Befehl. Das war das Ende für Chedli. Drei Männer ließen ab von Djamaa, warfen sich auf ihn. Er schlug wild um sich, ohne damit jedoch viel ausrichten zu können. In den Jahren war er aus der Übung gekommen. Ihm fehlten die Härte, die Durchschlagskraft. In Sekundenschnelle war er überwältigt. Einer der Priester drehte ihm die Arme auf den Rücken, verurteilte ihn damit zur Bewegungslosigkeit.

Auch Djamaa konnte der Übermacht nicht länger widerstehen. Unter einem Schlaghagel brach er zusammen.

Eine junge Frau eilte herbei. Sie hatte mehrere große, mit Ornamenten bestickte Tücher in der Hand. Zwei Priester nahmen ihr

die Tücher ab, wandten sich dann den beiden Gefangenen zu.

Die Tücher fanden als Stricke Verwendung, die sich um Djamaas und Chedlis Hände und Füße wanden und sie in bewegungsunfähige menschliche Pakete verwandelten.

Das Herz schlug Chedli bis zum Hals, als er gepackt wurde und zusammen mit Djamaa vor das große Götterbild geschleppt wurde.

Das Amulett in der Tasche preßte sich sengend gegen seinen Oberschenkel. Der Schmerz war fast unerträglich. Gequält stöhnte er auf.

Die Priester kümmerten seine Schmerzenslaute nicht. Wie einen alten Sack ließen sie ihn ein Stück seitlich von der Götterstatue zu Boden fallen.

Chedli schlug mit Ellenbogen und Unterarm hart auf dem marmornen Tempelboden auf. Neue Schmerzwellen durchrasten seinen geschundenen Körper.

Dann wurde es ganz still im Tempel. Keiner der karthagischen Männer und Frauen sagte ein Wort.

Der Priester mit dem asketischen Gesicht trat vor. Mit einer herrischen Geste bedeutete er dem zweiten Mann, der vorhin mit ihm im Felseneingang gestanden hatte, zu ihm zu kommen. Er sagte etwas, wozu der andere nickte.

Panik erfaßte Chedli, als sich die beiden zu ihm niederbeugten und ihn wieder hochzerrten. Sie trugen ihn zu einer kleinen Treppe, die zu der Götzengestalt hochführte, schritten mit ihm die Treppe hoch.

Chedli sah die riesigen Hände der Statue. Sie waren geformt wie eine… Opferschale.

Sie sahen nicht nur so aus wie eine Opferschale, sondern verkörperten wirklich eine solche. Chedli schrie gellend auf, als ihm das unmißverständlich klar wurde.

Nutzlos verhallte sein Schrei. Unbarmherzig warfen ihn die höllischen Priester in die Mulde der Götzenhände. Dann stiegen sie die Treppe wieder hinunter.

Chedli war dem Wahnsinn nahe. Er wußte jetzt, was ihn erwartete. Aus den Geschichtsbüchern kannte er den Baalkult. Feueropfer spielten in ihm eine schaurige Hauptrolle.

Und genau unterhalb der Hände des Götzen loderten die Flammen! Er konnte ihre feurigen Zungen sehen, die gierig auf- und niederzuckten.

Wieder schrie er aus vollster Lunge. Aber er machte sich eigentlich keine Hoffnungen, gehört zu werden. Dieser unselige Tempel lag mehrere hundert Meter von der Villa entfernt. Bis dorthin konnten seine Schreie unter gar keinen Umständen dringen. Und in diesem Teil des Gartens hielt sich auch kaum jemals irgend jemand auf.

Er war verloren, rettungslos verloren!

Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, daß sich der asketische Priester inzwischen vor dem Götzen in Positur gestellt hatte und an ihm hochblickte.

Der Mann sprach mit lauter Stimme, sprach zu seinem verfluchten Götteridol. Beschwörend, ehrerbietig, bittend…

Dann hörte er auf zu sprechen, stand nur da und wartete.

Auch die anderen warteten, die Priester, die Priesterinnen.

Chedli starrte wie gebannt auf die züngelnden Flammen. Dabei bemühte er sich mannhaft, das mörderische Brennen seines Oberschenkels zu ignorieren. Dies gelang ihm jedoch nicht. Der Schmerz wurde immer stärker. Er hatte das Gefühl, daß die Flammen dort unten sein Bein bereits erreicht hatten, daß es bereits im Begriff war, langsam zu verkohlen.

Dann aber machte er eine erstaunliche Entdeckung. Die Flammen unter ihm wurden schwächer, züngelten nicht mehr so hoch, leuchteten auch nicht mehr so intensiv.

Ein Gedanke durchfuhr ihn.

Das Amulett!

Schützte es ihn? Hielt es den feurigen Tod von ihm ab? Brannte es deshalb so furchtbar auf seiner Haut?

Neue Hoffnung durchströmte ihn. Das Amulett hatte den magischen Geröllvorhang gesprengt. Vielleicht würde es abermals einen Sieg davontragen.

Es sah ganz danach aus!

Deutlich spürte Chedli, daß die Götzenpriester unruhig wurden. Gemurmel drang an seine Ohren, Füße scharrten über die Marmorplatten.

Er hatte das Gesicht des asketischen Priesters genau im Blickfeld. Ja, kein Zweifel! Die Enttäuschung drückte seinem Gesicht ihren Stempel auf.

Mehrere ereignislose Minuten vergingen. Fast ereignislose Minuten. Es geschah doch etwas: Die Flammen unter ihm verkümmerten immer mehr.

Schließlich gab der Asketische seine Warteposition auf. Er sagte etwas zu seinen Leuten. Enttäuschung auch in seiner Stimme. Anschließend trat wieder der zweite Priester an seine Seite.

Chedli frohlockte innerlich. Die beiden kamen die Treppe wieder hinauf, griffen nach ihm, zerrten ihn aus den Händen des Bronzegötzen. Dann trugen sie ihn wieder nach unten und ließen ihn wie angewidert fallen.

Abermals schlug Chedli hart auf. Aber das machte ihm jetzt gar nichts aus. Zu groß war seine Erleichterung, noch einmal davongekommen zu sein. Für den Augenblick jedenfalls.

Der Mücke Glück ist des Wurms Unglück. Dieser weise Spruch des

Propheten bewahrheitete sich auch hier.
Die unseligen Priester wandten sich jetzt Djamaa zu. Wollten sie ihn jetzt an Chedlis Stelle in die Opfermulde schleppen?
Genau das taten sie. Djamaa wurde gepackt, die Treppe hochgetragen, in die Hände des Götzen geworfen. Die beiden Priester verließen die Treppe wieder. Der Asketische stellte sich abermals vor seinem Idol in Positur.
Chedli hielt den Atem an. Die Flammen zu Füßen der Baalsfigur, die schon fast erloschen waren, züngelten wieder höher. Und ihre Leuchtkraft nahm stetig zu. Ein schwefliges Gelb bildete sich heran, ein blutiges Rot, ein giftiges Blau…
Die Priester und Priesterinnen sahen es mit sichtlicher Befriedigung. Ihre düsteren Mienen hellten sich auf. Hoffnungsvolle Erwartung zeigte sich in ihren Gesichtern. Wieder ließ der Asketische seine Litanei vom Stapel.
Und dann passierte es.
Chedli erschrak, als er es plötzlich in den Augenhöhlen der Götzenfigur golden aufblitzen sah. Mit einem schnappenden Geräusch fuhren die riesigen Bronzehände des Baal auseinander.
Djamaa schrie gellend auf.
Es war sein Todesschrei.
Chedli sah, wie er in die Flammen stürzte, wie er in Bruchteilen von Sekunden darin verschwand, so als habe ihn ein Walfischmaul verschluckt.
Die riesigen Hände des Götzen schlossen sich wieder. Das Feuer darunter erstrahlte in satten Rottönen.
Die Götzendiener gaben Laute der Freude, der Begeisterung von sich. Fanatischer Triumph leuchtete in ihren leicht schräg gestellten Augen.
Chedli bewegte die Lippen. Ganz leise fluchte er vor sich hin, erbittert und voller Zorn. Diese mörderischen, blutgierigen Knechte eines unmenschlichen Gottes erfüllten ihn mit Haß, Ekel und Abscheu.
Sein Haß und sein Ekel wichen anderen Empfindungen: Furcht und Beklommenheit.
Die Götzendiener hatten ihn nicht vergessen.
Der asketische Priester kam auf ihn zu, trat ganz dicht an ihn heran.
Brennende Augen richteten sich auf ihn.
Chedli wollte den Kopf zur Seite drehen, wollte dem bohrenden Blick des anderen ausweichen. Aber das gelang ihm nicht. Er war plötzlich wie erstarrt, konnte sich nicht mehr regen.
Sein Wille schwand dahin, und er merkte, wie er in den Augen des Priesters förmlich versank.

***

Zamorra brauchte gar nicht lange zu warten. Er hatte seinen Whisky

noch nicht einmal halb ausgetrunken, als das eintrat, was er erhofft und eigentlich auch erwartet hatte.

Ein adretter junger Mann im Maßanzug trat neben seinen Barhocker und hüstelte.

»Monsieur Zamorra?«

Der Professor blickte hoch. »Ja?«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Professor. Mein Name ist Abdallah ben Yedder.«

»Und?« Zamorra blieb der Rolle treu, die er vorhin in der Halle gespielt hatte. »Was wollen Sie? Daß ich Ihnen verrate, was Ihre Frau gerade macht?«

Lächelnd schüttelte der Mann den Kopf. Er stellte sich als Reporter einer der wenigen großen tunesischen Zeitungen vor und bat um ein Interview.

Zamorra hörte es mit Befriedigung, gab sich jedoch Mühe, einen gegenteiligen Eindruck zu erwecken.

»Ein Interview?« knurrte er. »Wer interessiert sich schon für einen einfachen Professor aus Frankreich?«

»Einfacher Professor!« wiederholte ben Yedder auflachend. »Mir ist zugetragen worden, daß Sie vorhin einen Diebstahl auf Ihre unnachahmliche Art und Weise aufgeklärt haben. So etwas tut kein ›einfacher Professor‹.«

»Auf meine unnachahmliche Art und Weise? Was wissen Sie schon von mir, Monsieur?«

»Allerhand, Professor! Sie sind ein bekannter Mann in diesem Lande.«

Zamorra fand, daß er sich nun abweisend genug gegeben hatte. Man sollte nichts übertreiben, sonst erreichte man den gegenteiligen Effekt von dem, was man wollte.

Er erklärte sich bereit, dem Reporter sein Interview zu gewähren.

»Aber nicht hier, wo jeder zuhören kann«, sagte er im Hinblick auf die besetzten Barhocker in der Nachbarschaft.

»Wie wäre es dort?« Ben Yedder zeigte auf einen kleinen Tisch in der äußersten Ecke des Barraums.

»Einverstanden.«

Der Professor ließ sich von seinem Schemel gleiten. Nicole tat es ihm nach.

Ben Yedder bemerkte sie erst jetzt. »Ah«, sagte er, »Sie sind sicherlich Mademoiselle Duval. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Nicole verbiß sich die Frage, woher er ihren Namen kannte. Zamorra hatte ihr aufgetragen, sich so weit wie möglich zurückzuhalten und nur das Allernötigste zu sagen.

Sie gingen zu dem Ecktisch hinüber. Zamorra trug dabei sein eigenes und Nicoles Glas. Erst unterwegs wurde er sich bewußt, daß ein solches Tun eigentlich gar nicht zu dem Image paßte, auf das er es

hier angelegt hatte. Es wäre wohl besser gewesen, den Mixer die Gläser transportieren zu lassen. Nun ja…

Als sie saßen, drehte Zamorra den Spieß zuerst einmal um und interviewte den Interviewer.

»Sagen Sie, Monsieur Yedder, Sie deuteten vorhin an, daß ich ein bekannter Mann in Tunesien sei. Ich war zwar schon ein paarmal im Lande, kann mich aber beim besten Willen nicht erinnern, hier irgendwie für Popularität gesorgt zu haben.«

Der Reporter lächelte. »Auch bei uns gibt es eine Presse, Professor. Sie sehen das an mir. Tunesien ist kein zurückgebliebenes Land, an dem die Weltgeschichte vorbeizieht. Erinnern Sie sich an das verschwundene Dorf in der Bretagne, das von Wikingern überfallen wurde? Sie haben bei dieser Sache eine tragende Rolle gespielt. Auch bei uns wurde darüber ganz groß in den Zeitungen und Zeitschriften berichtet.« [1]

Ja, Zamorra erinnerte sich. Sehr deutlich sogar und gar nicht gerne. Diese Sache war damals in der internationalen Boulevardpresse furchtbar breitgetreten worden. Man hatte ihn als Helden und Retter gefeiert. Und einige Dinge, die er lieber für sich behalten hätte, waren ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt worden. Sein Amulett beispielsweise, dessen magische Kraft und Wirkungsweise.

Für den Augenblick aber war diese Art Public Relation vielleicht gar nicht so schlecht. Er konnte in dem kommenden Interview darauf aufbauen.

»Was wollen Sie von mir wissen, Monsieur Yedder?« kam er zur Sache.

Noch konnte der Reporter nicht konkret werden. Ein Kellner trat an den Tisch und fragte ihn nach seinen Wünschen. Er bestellte sich einen Cognac, nahm es also mit den Vorschriften seines Propheten nicht so genau.

Der Cognac kam, und dann öffnete Yedder seinen Fragenkatalog. Im Anschluß an die üblichen Routinefragen nach persönlichen Dingen wie Liebesleben oder politische Ansichten, die Zamorra sehr zurückhaltend beantwortete, stellte der Reporter endlich die Frage, um die es dem Professor ging: »Was verschafft Tunis die Ehre Ihres Besuchs?«

Zamorra nahm einen tiefen Schluck aus seinem Whiskyglas und zog dann wild vom Leder.

»Das kann ich Ihnen sagen, Monsieur Yedder. Ich bin hier in Tunesien, um mir etwas zurückzuholen, das man mir gestohlen hat. Etwas, das mir sehr, sehr wichtig ist.«

»Darf man fragen, um was es sich handelt?«

»Fragen dürfen Sie, nur werde ich Ihnen diese Frage nicht beantworten. Nur eins: Die Diebe fühlen sich wahrscheinlich sehr

sicher, glauben sich unerkannt. Aber sie wissen nicht, daß ich ihnen tatsächlich bereits auf der Spur bin. Ich habe meine Gedankenströme ausgesandt und kreise sie systematisch ein. Sie werden mir nicht entgehen!«

Der Reporter wurde aufgeregt. »Stimmt es wirklich, daß Sie über hellseherische und telepathische Fähigkeiten verfügen, Professor? In den Wikingerberichten stand davon nämlich nichts, wissen Sie.«

»In den Wikingerberichten stand manches nicht. Zum Beispiel auch nicht, daß ich sehr rachsüchtig sein kann. Wenn man mich angreift, schlage ich zurück, unwahrscheinlich hart und unbarmherzig. Die Diebe werden es zu spüren bekommen. Ich werde sie zerschmettern, werde sie zerquetschen wie Wanzen!«

Er atmete schwer und ließ den nackten Zorn in sein Gesicht treten. Er erzielte Wirkung. Abdallah ben Yedder wich richtig ein Stück von ihm zurück.

»Darf… darf ich diese Ihre Worte in meiner Zeitung zitieren?« erkundigte er sich zögernd. »Verstehen Sie mich recht, Professor. Ich möchte mir nicht Ihren Zorn zuziehen.«

Zamorra blickte ihn an. »Sie? Sie haben mir doch nichts getan. Mir geht es allein um dieses schmutzige Diebesgesindel! Dieses wird meiner Rache nicht entkommen, wo auch immer es sich verstecken mag!«

»Ich darf Sie also zitieren?«

»Ich bitte sogar darum!« sagte der Professor mit zorndunklen Augen.

Abdallah ben Yedder hatte es anschließend ziemlich eilig, sich zu verabschieden. Er wollte seine Story unbedingt noch vor Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe loswerden.

Befriedigt blickte ihm Zamorra nach.

»Na, wie habe ich das gemacht?« fragte er schmunzelnd seine Freundin.

Nicole sagte: »Wenn ich dir etwas gestohlen hätte, würde ich jetzt entweder zum Mond auswandern oder dir einen Killer auf den Hals schicken!«

Zamorra lächelte. »Wie gut, daß Auswanderungen zum Mond noch nicht möglich sind!«

***

Der Herr Baal-Hammon hatte das Opfer des feisten Wollüstlings nicht angenommen, hatte seinen fetten Leib verschmäht wie einen der Unreinen. Dennoch erwies sich die Person des Feisten als nützlich, als sehr nützlich sogar.

Er hatte der Kraft des bannenden Blicks nichts entgegenzusetzen gehabt. Seine Augen hatten sich sofort getrübt, und er war willenlos geworden wie jemand, der zu viel vom Tranke des Rausches genossen

hat.

Er lag auf dem Rücken und atmete schwer. Sein feistes Gesicht war schweißüberströmt. Und er redete und redete. Die Flut seiner Worte war wie eine nie versiegende Quelle.

Baalyaton war hochbefriedigt. Verständigungsschwierigkeiten gab es kaum. Der Feiste sprach neben seiner eigenen Zunge auch eine Sprache, die er Hebräisch nannte. Und dieses Hebräisch hatte große Ähnlichkeit mit der Sprache der Kanaaniter, die wiederum Baalyaton beherrschte.

Baalyaton fragte, lauschte und lernte.

Er lernte, daß mehr als zweitausend Jahre vergangen waren seit dem Fall von Karthago, lernte, daß sich die Welt unerhört verändert hatte während der Zeit, die sie im Schutze des Gottes verbracht hatten, lernte, daß das Land der Verfluchten nur noch eines war unter vielen und all seine Macht verloren hatte.

Und Baalyaton erfuhr, daß der Feiste Sidi Ahmed ben Chedli hieß und ein einflußreicher Mann war in dieser Welt. Ihm gehörte das prächtige Haus dort unten, und auf sein Wort hörten alle Bewohner dieses Hauses. Niemand hätte gewagt, ihm zu trotzen.

Gisgo, der ebenfalls des Kanaanitischen mächtig war, hatte den Wortschwall des Feisten aufmerksam verfolgt. Unschlüssigkeit prägte sein Gesicht.

»Was tun wir nun in dieser fremden Welt, Baalyaton?« fragte er, als der Oberpriester mit der Befragung Chedlis zum Ende gekommen war. »Die Verfluchten existieren nicht mehr, und unser Herr Baal-Hammon genießt keine Achtung mehr unter den Menschen dieser Zeit. Wir sind… überflüssig. Unser Leben hier hat keinen Sinn, keinen Zweck, kein Ziel.«

Baalyaton runzelte die Stirn.

»Deine Worte bringen die Saiten des Unmuts in mir zum Klingen, Gisgo«, erwiderte er scharf. »Wahr ist es: Unser Herr Baal-Hammon gilt nichts in dieser Welt. Aber haben wir nicht gelobt, zu neuer Größe ihm zu verhelfen? Und die Verfluchten? Sie selbst mögen dahingegangen sein, aber ihre Nachkommen leben. Ihnen muß unsere Rache gelten!«

Gisgo schlug die Augen nieder. Die Worte der Rüge hatten ihn getroffen.

»Welchen Weg also werden wir beschreiten?« kam seine Frage mit leiser Stimme.

Vertrauensvoll blickte Baalyaton zum ewigen Feuer hinüber, ließ seine Augen an dem Gott emporwandern.

»Wir werden unseren Herrn Baal-Hammon um ein Zeichen bitten«, sagte er ergeben. »Zunächst jedoch müssen wir uns um unsere Sicherheit sorgen. Die Menschen dieser Zeit dürfen nicht vorzeitig auf

uns aufmerksam werden. Sie dürfen nicht wissen, daß der schützende Vorhang gerissen ist. Und wir müssen leben, müssen essen und trinken. Dieser Unreine, den unser Herr verschmäht hat…«, er zeigte auf den in tiefer Trance daliegenden Chedli, »… wird unser Schutzherr und Mittler sein.«

Baalyaton beugte sich wieder über Chedli, richtete seinen bannenden Blick auf die starren Augen des feisten Mannes, in denen kein eigenes Leben war.

»Höre meine Befehle, Sidi Ahmed ben Chedli«, sagte er mit eindringlicher, beschwörender Monotonie.

»Ich höre!« antwortete der Gebannte sofort.

»Du wirst vergessen, was du hier gesehen und gehört hast!«

»Ich werde vergessen, was ich gesehen und gehört habe«, wiederholte der Feiste folgsam. Seine Stimme kam ohne jede Betonung und wies keinerlei Gefühlsregungen auf.

»Du wirst deinen Leuten verbieten, diesen Teil des Gartens zu betreten. Du wirst jedem verbieten, sich unserem Tempel zu nähern!«

Chedli bestätigte den Befehl.

»Du wirst täglich Speis und Trank uns bringen. Und zwar in einer Weise, daß niemand merkt, für wen Fleisch und Wasser bestimmt sind!«

Chedli gelobte es.

»Du wirst sofort hierher eilen, wenn du den Schrei des Löwen hörst!«

»Ich werde zum Tempel eilen, wenn ich den Schrei des Löwen höre.«

Baalyaton ließ einen Augenblick von seinem willenlosen Werkzeug ab.

»Geh zum Eingang und sieh nach, ob jemand in der Nähe ist«, trug er Gisgo auf.

Der Priester nickte, ging mit schnellen Schritten zu der Öffnung in den Felsen hinüber, blickte vorsichtig hinaus. Anschließend kam er wieder zurück.

»Niemand zu sehen«, gab er Auskunft.

»Baal sei Dank!« Baalyaton sah auf Chedli hinunter. »Steh auf und entferne dich! Und wenn die Nacht gekommen ist, kehre wieder und bringe Speis und Trank!«

»Ich werde es tun«, antwortete der feiste Mann.

Er erhob sich, blickte durch die beiden Priester hindurch und schritt ohne zu zögern auf das Felsenloch zu. Sekunden später hatte er den Tempel verlassen.

»Und nun wollen wir unseren Herrn Baal-Hammon um Erleuchtung für unser zukünftiges Tun anflehen«, sagte Baalyaton.

Er trat vor das Bildnis des Gottes und hob die Augen.

»Mächtiger! Du hast uns durch die Jahrtausende geleitet und unseren langen Schlaf bewacht. Nun, da wir aus dem Schlaf erwacht sind, laß

uns wissen, was wir tun sollen. Die Treuesten deiner Treuen bitten dich, o Herr: Gib ihnen ein Zeichen!«

Baalyaton wartete. Die Priester und die geweihten Frauen standen im Halbkreis hinter ihm. Ihrer aller Augen hingen gebannt am Ebenbild ihres Herrn.

Und der Gott gab zu erkennen, daß er die Bitte gehört hatte!

In seinen goldenen Augen erschien ein Leuchten, das sich sofort wieder verlor.

Baalyaton atmete befreit auf. Der Herr Baal-Hammon würde ihnen ein Zeichen geben.

***

Ahlem war tief beunruhigt. »Ich mache mir Sorgen um ihn«, sagte sie, »die allergrößten Sorgen.«

Ihre Mutter blickte von dem Buch auf, in dem sie las. Ein harter Zug trat in ihr frühzeitig verbrauchtes Gesicht.

»Du brauchst dir um deinen Vater keine Sorgen zu machen, mein Kind«, antwortete sie ohne jede Wärme. »Niemand braucht sich um deinen Vater Sorgen zu machen. Sidi Ahmed ben Chedli sorgt sich schon um sich selbst!«

»Ich weiß«, seufzte Ahlem, »ich weiß, daß er oft ein hartherziger, selbstsüchtiger Mensch ist, der die Menschen ausnützt und auch über Leichen geht, wenn er seinen Vorteil davon hat. Ich weiß auch, daß er dich nicht immer so behandelt, wie ein Mann seine Frau behandeln sollte. Aber all dies spielt keine Rolle. Ich bin seine Tochter, und ich liebe ihn!«

»Es ist die Pflicht einer Tochter, ihren Vater zu lieben«, sagte ihre Mutter ironisch.

»Mutter, sei nicht so hart! Vater hat Probleme, schwerwiegende Probleme. Er hat… hat etwas Unrechtes getan!«

»Nicht möglich!«

Ahlem ließ sich durch die Bitterkeit der älteren Frau nicht irritieren.

»Er hat einem Mann etwas wegnehmen lassen. Irgendein Amulett, einen Zaubergegenstand.«

»Einen Zaubergegenstand?«

»Ja, ich bin ganz sicher. Er hat es wegen dieses unseligen, verschütteten Götzentempels getan, der ja förmlich zu einer fixen Idee bei ihm geworden ist. Und jetzt…«

»Ja?«

»Ich fürchte, es ist ihm mit Hilfe dieses Amuletts gelungen, an diesen Tempel heranzukommen. Jedenfalls ist da jetzt ein Loch in der Geröllwand.«

»Wie schön für deinen Vater!«

»Es interessiert dich nicht, Mutter?«

»Nein, es interessiert mich nicht! Mit irgendwelchen Spuktempeln will ich nichts zu tun haben. Und was dein Vater macht, ist mir vollkommen gleichgültig.«

Langsam wurde Ahlem ärgerlich. »Es sollte dir aber nicht gleichgültig sein! Es ist auch die Pflicht einer Frau, ihren Mann zu lieben. Und er braucht jetzt Hilfe. Ich habe das Gefühl, daß er Geister gerufen hat, die er jetzt nicht wieder los wird. Er war heute nachmittag stundenlang weg. Und jetzt ist er irgendwie… anders.«

»Meinst du, weil er jedermann verboten hat, in den rückwärtigen Teil des Gartens zu gehen?«

Ahlem war völlig überrascht. Das wußte sie ja noch gar nicht.

»Er hat verboten… Aber warum denn, um Allahs willen?«

»Steinschlaggefahr«, antwortete die ältere Frau. Das Thema war für sie beendet. Sie griff wieder nach ihrem Buch und beachtete ihre Tochter nicht weiter.

Sehr nachdenklich verließ Ahlem das Boudoir ihrer Mutter.

Steinschlaggefahr! Das war ja lächerlich. Wollte er etwas verbergen? Dieses Loch in der Geröllwand gab ihr schwer zu denken.

Sie suchte ihren Vater, fand ihn schließlich in der Bibliothek. Er hatte jedoch kein Buch in der Hand, sondern starrte nur geistesabwesend an die holzgetäfelte Decke.

»Vater!«

Erst als sie ihn zum drittenmal anrief, blickte er auf. In seinen Augen lag ein merkwürdiger Ausdruck, ein Ausdruck, wie ihn Betrunkene manchmal haben.

»Hast du ein paar Minuten Zeit für mich, Vater?«

»Ich habe immer Zeit für meine Tochter.«

Sie setzte sich in einen ledernen Ohrensessel ihm gegenüber. Fest blickte sie ihn an.

»Vater, willst du mir nicht sagen, was los ist?«

»Was soll los sein, Ahlem?«

»Mit diesem Tempel, meine ich! Du hast den magischen Vorhang mit Hilfe des Amuletts gesprengt, nicht wahr? Ich habe das Loch in den Felsen gesehen. Du bist hineingestiegen und hast den verschütteten Tempel gefunden. Ist es so?«

»Du phantasierst, meine Tochter! Ich bin in kein Loch gestiegen und habe keinen Tempel gesehen. Und für das Loch in den Felsen, das dir aufgefallen ist, gibt es eine ganz einfache Erklärung: Ein Erdrutsch. Deswegen habe ich auch den hinteren Teil des Gartens sperren lassen. Die Gefahr, daß jemand von fallenden Steinen getroffen wird, ist zu groß. Zufrieden?«

Einen kurzen Augenblick geriet Ahlem in Versuchung, ihm zu glauben. So überzeugend hatte er gesprochen. Dann aber sah sie wieder diesen seltsamen, merkwürdig starren Ausdruck in seinen

Augen und wußte, daß er nicht die Wahrheit gesagt hatte. Niemals hatte es an der Geröllwand einen Erdrutsch oder Steinschläge gegeben. Die Felsen wurden von einer übernatürlichen Kraft zusammengehalten. Und wenn jetzt doch ein Brocken nach unten gestürzt war, dann nicht ohne Grund.

Und noch eins sprach ganz klar dafür, daß er die Unwahrheit sagte. Seit Jahren träumte er schon davon, den antiken Tempel freizulegen. Jeder wußte das. Und nun, wo ein angeblicher Erdrutsch ein Loch geschaffen hatte, wollte er ihr ernstlich einreden, daß er nicht sofort die lang ersehnte Chance ergriffen hätte und in das Loch gekrochen war?

Sie machte ihn mit ihrer Überlegung vertraut. Er schien irritiert, faßte sich jedoch sofort wieder.

»Glaubst du, ich möchte, daß mir ein paar Gesteinsbrocken auf den Kopf fallen? Nein, ich bin doch kein Selbstmörder! Und nun beenden wir dieses dumme Thema, ja? Was macht der Teppich, an dem du arbeitest?«

Ahlem ließ sich nicht ablenken. »Du bist mit Djamaa in diesem Tempel gewesen«, sagte sie ihm auf den Kopf zu. »Aber nur du allein bist zurückgekommen. Wo ist Djamaa?«

Diese Frage verwirrte ihn sichtlich.

»Djamaa, ja«, murmelte er, »ich bin mit Djamaa… wo ist er geblieben?«

Jetzt sprach er die Wahrheit, das spürte Ahlem deutlich. Er wußte wirklich nicht, wo sein Leibwächter war. Aber er mußte es wissen! Schließlich war er mit Djamaa zusammen gewesen, bis… was passiert war?

Ganz plötzlich überkam Ahlem eine Ahnung. War es möglich, daß er unter irgendeinem… Bann stand? Unter dem Bann übernatürlicher Kräfte, die in der Felsenhöhle schlummerten? Ober unter dem Bann dieses Zauberamuletts, das Djamaa und Farhat einem Mann namens Zamorra entwendet hatten?

Sie fragte ihn nach dem Amulett. Sofort mußte sie erkennen, daß sie damit einen Fehler gemacht hatte.

»Habe ich dir nicht heute mittag befohlen, dieses Amulett zu vergessen?« fuhr er sie barsch an. »Gelten meine Befehle nichts mehr in diesem Haus?«

»Aber…«

»Kein Aber! Geh mir aus den Augen, Ahlem! Eine Tochter, die ungehorsam ist, ist nicht meine Tochter.«

Ahlem erkannte, daß er es ernst meinte. Sie wollte ihn nicht reizen. Dadurch konnte alles nur noch viel schlimmer werden.

Wortlos ging sie.

Aber sie ging nicht weit, nur bis ins Vestibül. Von dort aus konnte sie

die Tür der Bibliothek im Auge behalten.
Er war der Vater, und sie war die Tochter. Dennoch schien es ihr jetzt so, als seien die Rollen vertauscht worden, als sei nicht er für sie verantwortlich, sondern sie für ihn. Mehr denn je war sie davon überzeugt, daß er Hilfe brauchte. Und wenn ihre Mutter ihm diese nicht gewähren konnte oder wollte, dann mußte sie sich um ihn kümmern.
Sie wartete auf ihn, fast zwei Stunden. Längst war die Sonne untergegangen. Die Nacht hatte ihre Herrschaft angetreten.
Endlich kam er aus der Bibliothek. Er blickte weder nach rechts, noch nach links. Mit Schritten, die ihr irgendwie abgehackt und hölzern vorkamen, ging er zum Westflügel der Villa hinüber, dorthin, wo die Wirtschaftsräume untergebracht waren. Unbemerkt folgte sie ihm.
Er ging in die Küche. Ahlem wartete draußen, in eine Türnische gepreßt.
Schon nach einer guten Minute kam er wieder zum Vorschein.
Ahlem glaubte, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Ihr Vater hielt zwei große Essenskübel mit Henkeln in den Händen.
Ihr Vater und Essenskübel - es war unvorstellbar!
Sie sah, wie er - immer noch in diesem eigentümlichen Gang - Richtung Gartenterrasse ging, die sich vor dem ganzen rückwärtigen Teil der Villa erstreckte.
Ahlem ging ihm nicht sofort nach. Zuerst mußte sie wissen, was es mit diesen absurden Kübeln auf sich hatte. Sie öffnete die Küchentür. Lucia, die italienische Köchin, kam ihr entgegen.
»Was bedeutet das?« fragte Ahlem, ohne sich lange mit einer Vorrede aufzuhalten. »Was soll mein Vater mit diesen Essenskübeln?«
Bereitwillig gab die Köchin Auskunft. Das Essen, das er abgeholt hatte, war für die Bettler bestimmt, die immer vor dem unweiten Staatsmuseum und der Cathedrale de St. Cyprien et St. Louis herumlungerten.
Selten hatte Ahlem einen größeren Unsinn gehört. Ihr Vater gehörte nicht zu den mildtätigsten Menschen auf dieser Welt. Und in diesen Bettlern hatte er immer nur Pack gesehen, das zu faul zum Arbeiten war. Niemals hatte er auch nur eine Zehn-Millimes-Münze für diese Leute übriggehabt. Und nun sollte er sie mit einem kostenlosen Abendessen beschenken, das er auch noch selbst hinbrachte?
Undenkbar!
Verwirrt verließ Ahlem die Küche. So schnell sie konnte, huschte sie zur Terrasse. Im letzten Augenblick sah sie ihren Vater noch. Er verschwand gerade hinter einer Gruppe von Granatbäumen.
Das war der endgültige Beweis. Das Gartenportal, das nach draußen führte, lag in genau entgegengesetzter Richtung. Mit Sicherheit hatte

er nicht die Absicht, zum Museum hinüberzugehen.
Sondern?
Es gab eigentlich nur eine Erklärung: Er wollte zu der Geröllwand, hinter der sich dieser unselige Tempel verstecken mußte.
Ahlem ging in den Garten hinein, folgte auf leisen Sohlen dem Plattenweg, der sich ganz durch die künstliche Landschaft schlängelte und nach mehreren hundert Metern vor der Felswand enden würde.
Bald wurde es dunkel um sie. Die Gartenlaternen brannten nur im nahen Umkreis der Terrasse. Der überwiegende Teil des riesigen Gartens war unbeleuchtet. Aber Ahlem kannte sich aus, hätte auch mit verbundenen Augen weitergehen können, ohne vom Weg abzukommen.
Nachtgetier regte sich in den Büschen, Insekten flatterten durch die Luft. Ein leiser Wind wehte und raunte geheimnisvoll in den Bäumen und Sträuchern.
Ahlem fröstelte, ließ sich dadurch aber nicht beirren. Entschlossen ging sie weiter, schnell und leichtfüßig wie eine junge Gazelle.
Bald schon hörte sie Schritte vor sich. Das konnte nur ihr Vater sein. Sie hatte den Anschluß wiederhergestellt.
Etwa hundert Meter war sie jetzt noch vom Ende des Grundstücks, von der Felsenwand entfernt.
Plötzlich wuchs eine Gestalt vor ihr aus dem Boden, so überraschend, daß sie fast zu Tode erschrak.
»Halt!«
Sie erkannte die Gestalt. Es war Farhat, der zweite Leibwächter ihres Vaters.
»Bist du verrückt? Wie kannst du mich derartig erschrecken?« fuhr sie den ehemaligen Studenten an. Er und sein Kollege Djamaa hatten ihr schon immer den Nerv getötet. Brutale Gesellen, die nicht lange fragten, warum sie etwas tun sollten, sondern es auf der Stelle taten, wenn ihr Vater es von ihnen verlangte. Sie waren ihm beinahe hündisch ergeben. Worauf diese Ergebenheit zurückzuführen war, war ihr immer verborgen geblieben.
»Du darfst hier nicht weitergehen, Ahlem«, sagte der Mann.
»Natürlich darf ich das!« beharrte sie störrisch.
»Dein Vater hat es verboten.«
»Ich glaube doch wohl kaum, daß sein Verbot auch für mich gilt. Ich bin seine Tochter. Vergiß das nicht!«
»Er hat nicht gesagt, daß es irgendwelche Ausnahmen gibt!«
Im schwachen Mondlicht sah Ahlem sein Gesicht. Es war kalt und abweisend.
Sie versuchte es mit einer List. »Du siehst die Situation falsch, Farhat«, sagte sie mit fester Stimme. »Du hast sicher gesehen, daß er gerade vorbeigekommen ist. Ich war bei ihm und sollte mit ihm

gehen. Nur waren seine Schritte etwas zu lang für mich. Also…«

Mit diesen Worten wollte sie sich an ihm vorbeidrängen. Farhat aber stand wie ein Fels, packte sie am Arm und hielt sie brutal fest.

»Au, du tust mir weh!«

Er ließ sie los. »Geh zurück in die Villa, Ahlem«, sagte er kompromißlos.

Ahlem funkelte in böse an. Ihr war klar geworden, daß sie auf normalem Weg nicht an ihm vorbeikommen würde. Scheinbar gab sie klein bei.

»Ich werde mich bei meinem Vater über dich beschweren«, zischte sie, trat dann aber den Rückzug an.

Als sie sicher war, daß er sie nicht mehr sehen konnte, schlug sie sich seitwärts in die Ziersträucher. Vorsichtig und nahezu lautlos schlich sie wieder nach vorne, parallel zu dem Plattenweg, den Farhat bewachte.

Jetzt mußte sie ungefähr auf einer Höhe mit ihm sein. Sie hörte ihn nicht. Er hatte sie also nicht bemerkt. Geringschätzig kräuselte sie ihre Lippen. Brutal und dumm, das war er, sonst gar nichts.

Sie schlich weiter.

Und dann spürte sie auf einmal eine eiserne Faust in ihrem Nacken. Sie bekam einen harten Stoß, der sie zu Boden stürzen ließ.

Farhat stand vor ihr. Sie hatte ihn also doch unterschätzt, denn er war sehr wohl auf sie aufmerksam geworden.

Er beugte sich nieder, zog sie wieder hoch. Dann hielt er sie mit der linken Hand fest und versetzte ihr mit der rechten eine schallende Ohrfeige.

»Das soll dich lehren, die Befehle deines Vaters zu beachten!« sagte er leidenschaftslos.

Ahlem weinte fast vor Wut. »Du… du…« Ihr fehlten die Ausdrücke.

»Beschwere dich nicht«, fuhr er fort, »sondern sei froh, daß ich die Anweisungen deines Vaters nicht wörtlich befolgt habe. Du hast zweimal versucht, den verbotenen Teil des Gartens zu betreten. Und dafür hätte ich dich eigentlich töten müssen!«

Ahlem lief es eisig den Rücken hinunter. Sie zweifelte nicht daran, daß Farhat von ihrem Vater wirklich einen solchen Auftrag bekommen hatte.

Vater, o Vater, dachte sie. Sie gab auf.

Mit gesenktem Kopf ging sie zur Villa zurück.

***

Professor Zamorra und Nicole saßen beim Frühstück.

Weitaus mehr als für Tee und Brötchen interessierten sie sich jedoch für etwas anderes: für die Morgenzeitungen, insbesondere natürlich für das Blatt, dessem Reporter ben Yedder Zamorra ein Interview

gegeben hatte.
Der Bericht des Reporters stand zwar nicht auf der ersten Seite, aber doch an sehr bevorzugter Stelle. Jeder, der diese Zeitung las, würde darauf aufmerksam werden.
Der Professor war sehr befriedigt.
»Der Bursche hat ja furchtbar auf den Putz gehauen«, stellte er fest. »Wenn ich das so lese, wird mir ja vor mir selbst unheimlich.«
»Das war ja wohl auch das Ziel, oder?« Nicole war nicht ganz so befriedigt. »Chef, mir ist gar nicht so wohl bei der Sache. Wenn die Räuber deines Amuletts das lesen, bleibt ihnen ja gar nichts anderes übrig, als einen Mordanschlag auf dich zu unternehmen. Du oder sie - eine andere Wahl haben sie doch überhaupt nicht. Du schwebst in Lebensgefahr!«
Zamorra nickte. »Dieses Risiko mußte ich eingehen. Es ist die einzige Möglichkeit, an die Kerle heranzukommen. Und was die Lebensgefahr betrifft…«, er klopfte mit der Handfläche gegen seine linke Brustseite, »… kann ich mir auch ohne Amulett nur mit dem Revolver ganz gut helfen.«
Sie legten die Zeitungen zur Seite und besannen sich auf das Frühstück, das im Hotel Africa natürlich internationalem Standard entsprach.
Und dann trat plötzlich ein junges tunesisches Mädchen in westlicher Kleidung an ihren Tisch.
»Professor Zamorra?«
Zamorra war sofort voll konzentriert und aktionsbereit. Auch bildhübsche Mädchen mit seelenvollen Augen konnten gefährlich sein wie giftige Nattern.
»Ich bin Professor Zamorra; ja.«
Das Mädchen sah ihn an. In ihren Augen irrlichterte es. »Ich… ich möchte mit Ihnen reden. Darf ich?«
Der Professor tauschte einen schnellen Blick mit Nicole, nickte dann und rückte einen der beiden freien Stühle am Tisch zurecht.
»Bitte sehr, Mademoiselle…«
»Chedli, Ahlem Chedli.«
Das Mädchen setzte sich. Es war sichtlich nervös, rieb fahrig die Fingerspitzen einer Hand aneinander und fand offenbar nicht die rechten Worte. Sie sagte nichts, wartete anscheinend, daß er das Gespräch eröffnete.
Welches Gespräch?
Der Professor hatte gewisse Ahnungen. »Chedli«, sagte er spekulierend, »wer hätte gedacht, ausgerechnet Sie hier zu sehen, Mademoiselle!«
Die Wahl seiner Worte erwies sich als glücklich. Furcht schlich sich in die Augen des Mädchens.

»Sie wissen…«
Zamorra nickte. »Ja, ich weiß!«
»Bitte«, brach es aus dem Mädchen hervor, »tun Sie ihm nichts! Er ist… wie verrückt. Dieser Tempel… ein innerer Zwang, eine fixe Idee…«
»Ach!«
»Herr Professor, wenn es stimmt, was in der Morgenzeitung steht, dann wissen Sie bereits, daß er… daß er…«
»Verrückt ist?«
»Nicht nur! Er ist in Gefahr. Er hat sich da auf Dinge eingelassen, die einfach… zu hoch für ihn sind. Und wenn Sie nun jetzt auch noch…« Sie brach ab, starrte mit leeren Augen auf die Teekanne.
Zamorra kombinierte blitzschnell. Morgenzeitung… Tun Sie ihm nichts… Gefahr… Seine erste Ahnung, daß dieses Mädchen wegen des Amuletts gekommen war, schien sich zu bestätigen. Es war nicht einmal unlogisch. Statt eines Killers jemand, der verhandeln wollte. Der Artikel in der Zeitung konnte auch einen solchen Effekt ausgelöst haben.
Er sagte: »Wenn Sie erwarten, daß ich Verständnis zeige, müssen Sie sich schon klarer ausdrücken, Mademoiselle. Erzählen Sie! Aber sagen Sie die Wahrheit, sonst…«
Und das Mädchen erzählte.
Sie war nicht, wie er erwartet hatte, in fremdem Auftrag, sondern von sich aus gekommen. Ohne Wissen der Beteiligten. Sie war die Tochter eines schwerreichen, tunesischen Großkaufmanns, auf dessen Grundstück ein uralter, verschütteter Baalstempel liegen sollte. Um diesen Tempel rankten sich Legenden, die jedoch nicht ohne realistische Grundlagen zu sein schienen. Der Vater des Mädchens hatte seine beiden treu ergebenen Leibwächter beauftragt, sein Amulett zu stehlen, um einen angeblich magischen Wall um den sagenhaften Tempel zu sprengen. Und das, so glaubte das Mädchen, war ihm gelungen. Mit Konsequenzen, die unheimlich und gefährlich waren.
Das Mädchen wollte jetzt zweierlei von ihm. Einmal, daß er keine blutige Rache an ihrem Vater übte. Und zum zweiten - nach Lage der Dinge gar nicht mal unbescheiden -, daß er ihrem Vater half, wieder ›normal‹ zu werden, wie sie sich ausdrückte.
Der Professor überlegte. Dieser Chedli konnte durch die Wikingerberichte auf sein Amulett aufmerksam geworden sein. Und wenn an diesem magischen Wall etwas dran war - das Amulett konnte ihn tatsächlich gesprengt und dadurch Kräfte freigesetzt haben, die aus dem Reich des Jenseitigen stammten.
Das Mädchen hatte gut daran getan, ihn aufzusuchen. Vielleicht auch im Interesse ihres skrupellosen Vaters.

Zamorra schob seinen Stuhl zurück.
»Machen wir einen kleinen Tempelbesuch«, sagte er.

***

Baalyaton tobte.
Es war ungeheuerlich! Eine der geweihten Frauen hatte Geburtswehen. Ihre Stunde war nahe. Sie wand sich bereits in Krämpfen, die angeblich von einer Sekunde zur anderen aufgetreten waren.
Zornig blickte der Oberpriester auf die Frau - sie war eine der jüngsten - hinab.
»Du weißt, daß du die Göttin gelästert hast, unwürdige Tochter!« beschimpfte er sie. »Du hast unsere Herrin Tanit um deine Jungfernschaft betrogen. Du hast es zugelassen, daß sich dir ein Mann näherte, bevor du in den Tempel gekommen bist. Das ist ein todwürdiges Verbrechen!«
Angstvoll blickte die Unwürdige zu ihm auf.
»Nein, nein«, sagte sie mit schweißüberströmten Gesicht. »Kein Mann hat sich jemals mir genähert. Ich würde doch unserer Herrin Tanit niemals…«
»Und was ist das?« unterbrach sie Baalyaton und zeigte auf ihren geschwollenen Leib.
Mit weit aufgerissenen Augen schüttelte die entweihte Jungfrau den Kopf.
»Ich weiß nicht«, keuchte sie. »Es ist… es geschah ganz plötzlich. Vor Minuten noch war mein Leib flach und…« Sie bäumte sich schmerzerfüllt auf. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Stöhnend brachte sie hervor: »Es… ist… gleich soweit!«
Baalyatons Mund wurde zu einer schmalen Linie. Er winkte zwei anderen Frauen. »Bringt sie nach hinten«, befahl er. »Seid ihr behilflich. Sie hat Glück, diese Unwürdige. Wäre unsere Zahl nicht so gering, würde ich sie auf der Stelle töten. Und ihre unreine Brut dazu!«
Die Frauen gehorchten. Sie beugten sich zu der Frevlerin nieder, hoben sie hoch und brachten sie in den rückwärtigen Teil des Tempels, dorthin, wo die Götter nicht Zeugen der Schande sein mußten.
Gisgo trat an die Seite des Oberpriesters. »Deine Maßnahme erscheint mir nicht recht, Baalyaton«, rügte er. »Dem Gesetz der Götter muß Genüge getan werden. Auch hier in diesem fremden Land, in dieser fremden Zeit. Du solltest die Unwürdige dennoch bestrafen, wie es sich geziemt!«
Baalyaton setzte an, ihn zurechtzuweisen, kam jedoch nicht dazu. Eine der Frauen, die er gerade mit der entweihten Jungfrau

weggeschickt hatte, kam zurück. In ihrem Gesicht zuckte es.

»Priester, es geschehen wundersame Dinge! Das Kind… Es ist gekommen. Ihr müßt selbst sehen… Kommt!«

Und schon hastete die Frau wieder davon.

Zögernd folgten ihr die Priester. Die Frau führte sie in einen abgelegenen Winkel des Tempels, den das ewige Feuer des Gottes nur schwach erhellte.

Trotzdem konnten sie das Kind deutlich sehen, das die Unwürdige geboren hatte.

Das Kind?

Es war schon jetzt kein soeben dem Mutterleib entschlüpftes Kind mehr.

Baalyaton und Gisgo hielten den Atem an. Sie glaubten kaum, was sie sahen.

Das Neugeborene lag auf einem Affenfell und… wuchs und wurde älter.

Es nahm die Gestalt eines sechsjährigen Knaben an, dann die eines Halbwüchsigen, dem der erste Bart sproß. Und es wuchs weiter, wurde zu einem Jüngling mit kräftigen Muskeln, wurde zu einem Mann.

Zu einem ganz bestimmten Mann…

Zu dem Mann, der gestern dem Herrn Baal-Hammon geopfert worden war!

Der Mann richtete sich auf. Seine Augen waren wie glühende Holzkohle. Auch sein nackter Körper schien zu glühen, erweckte den Eindruck, als würden winzige Flämmchen über ihn hinweghuschen.

Fassungslos starrten ihn die beiden Priester an. Die Frauen standen mit blassen Gesichtern im Hintergrund, wagten kaum sich zu bewegen. Die Mutter lag auf dem Boden und zitterte.

Der Mann öffnete den Mund. »Seid gegrüßt, Priester unseres Herrn Baal-Hammon. Der Gott hat euer Flehen erhört und mich in diese Welt zurückgeschickt, damit ich eurer Rache Werkzeug werde. Schrecklich werde ich wüten unter den Erben des verfluchten Volkes.«

Triumph und Dankbarkeit erfüllten Herz und Geist des Oberpriesters. Der Gott hatte die Treuesten seiner Getreuen nicht vergessen! Er wollte etwas sagen, wollte seiner Freude Ausdruck verleihen, aber der Wiedergeborene war noch nicht fertig mit seiner Rede.

»Opfert unserem Herrn Baal-Hammon«, forderte er die Priester auf, »und der Gott wird die Opfer wie mich mit seiner Kraft durchdringen und gleichfalls in Rächer sie verwandeln. Und nun gebt mir eine Robe, damit das Werk beginne!«

Baalyaton war außer sich vor Freude, diese Worte zu hören. Er schloß die Augen und stattete dem Gott im stillen seinen tief empfundenen Dank ab. Er öffnete die Augen wieder und wies eine der

Jungfrauen an, eine Robe zu holen.

Zu dem Wiedergeborenen sagte er: »Geschöpf unseres Herrn Baal-Hammon, ist es nicht unvorsichtig, in der Kleidung unseres Volkes in diese Welt zu treten? Man wird mit Mißtrauen dir begegnen und dein Werk zu vereiteln suchen.«

Der Wiedergeborene zeigte ein grausames Lächeln. »Diese Gefahr besteht nicht. Kein Sterblicher kann mir etwas anhaben, denn die Kraft des Gottes ist stärker als die der Menschen.«

Er unterbrach sich kurz und fuhr dann fort. »Der Herr Baal-Hammon hat noch einen Befehl für dich, Priester. Der Mann, dem einst ich diente, trägt ein Amulett von reinstem Silberglanz bei sich. Der Gott will dieses Ding nicht in seiner Nähe wissen. So nimm es und halte es fern von diesem Heiligtum. Anderenfalls fürchte den Zorn unseres Herrn!«

Baalyaton glaubte zu verstehen. Vielleicht hatte der Gott das Opfer des feisten Wollüstlings verschmäht wegen dieses Silberamuletts. Vielleicht hatte er deshalb sein ewiges Feuer gedrosselt. Der Herr sollte keinen Grund mehr zum Zorne haben.

»Ja«, sagte er, »ich werde tun, was der Gott verlangt.«

Die geweihte Frau kam zurück mit einer Robe für den Wiedergeborenen. Das Geschöpf des Herrn Baal-Hammon schlüpfte hinein. Dann ging er, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, zum Tempelausgang und sprang mit der Geschmeidigkeit eines Raubtiers nach draußen.

Voll brennender Hoffnung blickte ihm Baalyaton nach.

»Laß den Ruf des Löwen erschallen, Gisgo«, sagte er anschließend.

Gisgo wandte sich ab, um die Lure zu holen.

***

Die Fahrt mit dem Fiat-Sportcoupé war nicht eben gemütlich. Der Wagen eignete sich nicht für drei Personen. Zum Glück war die Entfernung zwischen Tunis und Karthago nicht groß. Und der überwiegende Teil davon konnte über eine breite und moderne Schnellstraße zurückgelegt werden.

Bald hatten sie Karthago erreicht. Von der berühmten Stadt der Antike kündeten nur noch einige wenige unansehnliche Ruinen. Die ehemalige Metropole des punischen Reiches war zu gründlich zerstört worden. Heute war sie eine Vorstadt von Tunis mit vielen Einfamilienhäusern, in denen die Wohlhabenden lebten.

Sidi Ahmed ben Chedli gehörte nicht zu den Wohlhabenden. Er gehörte zu den Reichen des Landes. Seine Villa war ein orientalischer Traum.

Oder ein Alptraum, dachte Zamorra grimmig. Wenn das alles stimmte, was das Mädchen Ahlem angedeutet hatte…

Die Tochter des Großkaufmanns hielt den Wagen so an, daß man ihn von der Villa aus nicht sehen konnte.

»Es ist wohl besser, man sieht uns nicht zusammen kommen«, sagte sie leise. »Mein Vater würde es mir nie verzeihen, wenn er wüßte, daß ich Sie geholt habe.«

Zamorra lächelte. »Keine Bange, Ahlem. Von uns wird er es ganz bestimmt nicht erfahren. Wir steigen hier aus, und Sie fahren schon vor.«

Er verließ den kleinen Flitzer und war anschließend Nicole beim Aussteigen behilflich.

»Monsieur Zamorra…«

»Ja, Ahlem?« Der Professor steckte den Kopf noch einmal in den Wagen.

»Sie werden meinem Vater nichts tun, nicht wahr? Sie haben es versprochen!«

»Ich halte meine Versprechen, Ahlem!«

Das Mädchen fuhr weiter. Zamorra sah, wie sie den Fiat schwungvoll nach rechts zog und seinen Blicken entführte.

Er wartete gut fünf Minuten.

»So, das sollte reichen«, sagte er zu Nicole. »Machen wir Monsieur Chedli unsere Aufwartung.«

Nicole schluckte. »Glaubst du, es wird gefährlich?«

Er zuckte die Achseln. »Ich hoffe, nicht. Für alle Fälle habe ich meinen Revolver. Und was diesen Baalstempel angeht, müssen wir abwarten.«

Sie gingen auf den Haupteingang der Villa zu. Das Haus bildete eine gelungene Mischung zwischen abend- und morgenländischen Stilelementen und wirkte ausgesprochen farbenfroh. Ein strahlendes Weiß sowie ein leuchtendes Blau waren vorherrschend. Weiß wegen der Hitze und Blau wegen der Insekten. Das Schwarz wegen des Charakters Chedlis fehlte allerdings.

Zamorra betätigte den Klingelzug, einen Bronzedschinn mit tückischem Gesicht. Wenigstens der paßt, dachte er.

Ein europäisch gekleideter Mann öffnete. Er war schon älter und erinnerte Zamorra stark an seinen getreuen Raffael. Der Mann fragte sie in kultiviertem Französisch nach ihren Wünschen.

»Wir möchten Monsieur Chedli sprechen«, sagte der Professor.

»Wen darf ich melden?«

»Arsene Arnoud aus Lyon und Sekretärin.«

Einen Arsene Arnoud aus Lyon gab es wirklich. Ahlem hatte ihnen verraten, daß dies der Name eines Geschäftsfreunds ihres Vaters war.

Das Raffael-Ebenbild bat sie herein und geleitete sie in einen pompösen Salon mit wuchtigen Ledermöbeln. Dieser Raum war offenbar speziell auf europäischen Geschmack zugeschnitten, denn er

hatte überhaupt nichts Orientalisches an sich.

Raffael II empfahl sich mit dem Versprechen, seinen Dienstherren von ihrem Besuch in Kenntnis zu setzen.

Arnoud schien ein guter Geschäftsfreund zu sein. Sidi Ahmed ben Chedli kam fast umgehend.

Er sah ungefähr so aus, wie ihn sich Zamorra vorgestellt hatte. Typ orientalischer Wüstling, bekannt aus Film, Funk und Werbefernsehen. So ungefähr jedenfalls.

Er blieb in der Tür stehen, als er sie sah.

»Sie sind nicht Arsene Arnoud«, stellte er richtigerweise mit einer tiefen, fast grollenden Baßstimme fest.

»Sehr richtig«, sagte der Professor, »aber irgendwie mußten wir ja in Ihr Domizil reinkommen, nicht?«

»Was soll das heißen? Wer sind Sie?«

Der Professor redete nicht lange um den heißen Brei herum.

»Sie kennen mich, Monsieur Chedli«, sagte er fast heiter. »Mein Name ist Zamorra!«

Chedli reagierte ganz normal. Nicht wie jemand, der mit bösen Mächten im Spiel war, sondern wie ein durchschnittlicher Feigling, der bei kitzligen Sachen lieber andere Leute ihre Köpfe hinhalten ließ. Er versuchte, schnellstens zu verschwinden.

Damit hatte Zamorra gerechnet. Wie ein Panther schnellte er aus seinem Sessel hoch. Mit einem langen Satz war er an der Tür und hatte den übergewichtigen Mann am Kragen.

»Schön hiergeblieben, mein Freund!«

Er zog den Widerstrebenden ins Zimmer und schloß die Tür. Dann zerrte er ihn quer durchs Zimmer und drückte ihn in einen Sessel. Drohend baute er sich davor auf.

»Was… was wollen Sie von mir?« stotterte der fette Kaufmann, dem man eine so hübsche Tochter wie Ahlem niemals zugetraut hätte.

»Sie wissen verdammt genau, was ich von Ihnen will!« sagte der Professor bissig.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Haben Sie heute morgen die Zeitungen noch nicht gelesen?«

»N… nein.«

»Sie lügen, Monsieur. Ein Mann in ihrer Position liest immer die Zeitungen!«

Natürlich hatte er den Bericht gelesen. Der Professor sah es ihm überdeutlich an. Er war das leibhaftige schlechte Gewissen. Verrückt? Zu irrationalen Handlungen neigend und unter fremden Einflüssen stehend, wie das Mädchen gesagt hatte? Er war nicht dieser Ansicht. Dieser Mann schien ihm ein ganz alltäglicher Schurke zu sein.

»Also, Monsieur Chedli…«

Zamorra redete nicht weiter, wurde gestört.

Durch ein offenstehendes Fenster drangen ungewöhnliche, ferne Laute herein.

Nicole zuckte zusammen. »Chef, was ist das? Das hört sich ja an, als würde da irgendwo ein… Löwe brüllen!«

Zamorra lauschte angespannt. Nicole hatte nicht unrecht, es hörte sich wirklich so an… Nein, doch nicht. Da war es wieder. Und jetzt, da er darauf vorbereitet war, bekam er jede Nuance der fremdartigen Laute mit.

»Das ist kein Löwe«, stellte er überzeugt fest. »Das ist ein Blasinstrument.«

»Hört sich aber überhaupt nicht blechern an«, wandte das Mädchen ein.

»Ein Blasinstrument muß nicht aus Blech sein. Bronze wäre auch möglich.«

Die Töne waren verklungen, wiederholten sich auch nicht mehr. Achselzuckend wollte der Professor zur Tagesordnung zurückkehren. Er blickte Chedli wieder an und… hielt unwillkürlich den Atem an.

Eine starke Veränderung war mit dem Mann vor sich gegangen. Sein Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren, war zu einer starren Maske geworden. Seine Augen hatten sich getrübt, stierten ins Leere. Er stand ganz plötzlich auf, steif wie eine Marionette. Und genau wie eine Marionette ging er jetzt zur Tür, ohne sich auch nur im geringsten darum zu kümmern, daß Zamorra und Nicole anwesend waren.

Zamorra war versucht, ihn festzuhalten, tat es aber nicht. Blitzartig war ihm bewußt geworden, daß Chedli in diesem Augenblick nicht mehr er selbst war. Er handelte tatsächlich wie unter einem fremden Einfluß, wie ferngelenkt.

Hypnose! fuhr es Zamorra durch den Kopf.

Ein weiterer Gedanke kam ihm. Konnte es sein, daß dieses künstlich erzeugte Löwengebrüll ein Signal für den Tunesier gewesen war? Durchaus möglich, daß dadurch ein posthypnotischer Befehl gezündet worden war.

Chedli war bereits an der Tür, öffnete sie, trat hinaus in den Korridor.

»Chef, er verschwindet«, rief Nicole aus. »Willst du ihn…«

Der Professor machte eine abwehrende Handbewegung.

»Warte, hier ist etwas im Gange…«

Mit schnellen Schritten folgte er dem Kaufmann, trat ebenfalls hinaus in den Flur. Nicole schloß sich sofort an.

Mit seltsam staksenden Schritten marschierte Chedli den Korridor hinunter, blickte sich dabei nicht ein einziges Mal um.

»Professor!« kam es flüsternd.

Zamorra wandte den Kopf. Ahlem hatte ihn angerufen. Sie hatte wohl ganz in der Nähe des Clubzimmers Stellung bezogen gehabt.

»Er hat durch mich hindurchgesehen, hat mich überhaupt nicht bemerkt«, sagte das Mädchen ein bißchen hektisch. »Genauso hat er sich heute nacht verhalten. Derselbe hölzerne Gang…«

»Ja«, sagte der Professor, »ich glaube es Ihnen, Ahlem. Wir werden ihm jetzt folgen, werden sehen, was er macht.«

Chedli war inzwischen in eine kunstvoll ausgestattete Halle getreten. Dort stand noch eine Frau, eine ältere Ausgabe des Mädchens Ahlem. Chedli beachtete sie ebensowenig wie die drei Menschen, die ihm folgten. Er ging auf eine große Glastür zu, schob sie auf und trat hinaus auf eine mit farbigen Mosaiksteinen ausgelegte Terrasse.

Die ältere Frau blickte Ahlem an. »Was hat das alles zu bedeuten? Dieses Geschleiche… Wer sind diese Leute, Ahlem?«

»Erinnere dich an unser Gespräch von gestern abend«, antwortete das Mädchen. »Da wolltest du nicht auf mich hören, Mutter.«

Zamorra nickte der Frau kurz zu, passierte sie. Er hatte jetzt keine Zeit zu irgendwelchen langatmigen Erklärungen. Er schob sich durch die Terrassentür und betrat den Plattenweg, der in den Garten hineinführte. Nicole und die Tochter Chedlis waren dicht hinter ihm.

Der Kaufmann ging etwa zehn Schritte voraus. Und noch immer drehte er sich nicht um, nahm er keine Notiz davon, was um ihn herum vorging.

Plötzlich tauchte weiter vorne, Chedli entgegenkommend, eine weitere Person auf. Ein Mann. Der Professor erkannte ihn sofort: Es war einer der beiden Kerle, die Nicole entführt und ihm das Amulett abgejagt hatten.

Aber wie sah der Mann aus? Er trug ein flammendrotes, robenartiges Gewand. Seine Füße waren nackt. Ein schwacher, rötlicher Schimmer umspielte seine ganze Gestalt. Animalische Wildheit lag in seinem Gesicht.

Zamorra kniff die Augen zusammen. Dieser Mann brachte mehrere Alarmklingeln in ihm zum Schrillen.

»Djamaa!« sagte Ahlem in seinem Rücken. »Er war verschwunden und jetzt…«

Chedli und sein Leibwächter waren noch wenige Schritte voneinander entfernt. Der Kaufmann schritt weiter, als würde er den Entgegenkommenden überhaupt nicht bemerken. Der Mann in der Robe hingegen tat Überraschendes. Wie von einem Skorpion in einen seiner nackten Füße gestochen, sprang er zur Seite. Ein Blick offenkundigen Entsetzens traf Chedli. Der Kaufmann stakste weiter, als sei überhaupt nichts geschehen. Verkrümmt blieb der Leibwächter mehrere Meter neben dem Plattenweg stehen. So lange bis Chedli vorbei war. Dann entspannte sich seine verkrampfte Haltung und er setzte sich wieder in Bewegung, näherte sich Zamorra und den beiden Mädchen.

Dann war er heran.

Er sah Zamorra jetzt aus allernächster Nähe, erkannte ihn. Seine scharfen Gesichtszüge verzerrten sich zu einer höhnischen Grimasse.

»Der Herr Professor, sieh an!«

Zamorra griff nach ihm, packte ihn am Arm.

Und zuckte zurück.

Ihm war, als habe er einen elektrischen Schlag bekommen. Die Hand, mit der er den Mann berührt hatte, brannte wie Feuer.

Zamorra biß die Zähne zusammen. Erneut ging er auf den Mann los.

Mit dem gleichen negativen Erfolg. Wieder zuckten sengende Blitze durch seinen Körper. Er hatte das Gefühl, als würde sein Blut zu kochen beginnen.

Dämonenkraft! fuhr es ihm durch den Kopf. Ahlem hatte recht gehabt. Hier hatten finstere Mächte die Herrschaft an sich gerissen.

Der unheimliche Leibwächter lachte tückisch.

»Gib dir keine Mühe, Professorlein! Du kannst mir nichts anhaben.«

Djamaa ignorierte den Professor, setzte seinen Weg fort, ging auf die beiden Mädchen zu, die wie angewurzelt dastanden und nicht verstanden, was geschah.

»Aus dem Weg!« schrie Zamorra sie an. »Geht ihm aus dem Weg! Er ist ein Werkzeug der Dämonen.«

Nicole reagierte schnell, wich augenblicklich aus. Ahlem aber zögerte.

Der Mann in der blutroten Robe machte eine weitausholende Armbewegung, fegte das Mädchen zur Seite.

Ahlem schrie gequält auf. Sie wurde zwei Meter durch die Luft geschleudert, stürzte neben dem Plattenweg in einen Strauch.

Djamaa lachte abermals laut und gemein auf und schritt weiter, dem Haus entgegen.

Stöhnend kam Ahlem wieder auf die Füße, von Nicole unterstützt.

»Verletzt?« fragte Zamorra schnell.

Sie schüttelte den Kopf. »Professor, was…«

Zamorra winkte ab. »Nicht jetzt!«

Er überlegte fieberhaft. Dieses Subjekt war eine furchtbare Gefahr. Es mußte unschädlich gemacht werden, wenn er im Augenblick auch noch nicht wußte, wie. In keinem Fall durfte er den höchstwahrscheinlich von einem Dämon besessenen Leibwächter Chedlis einfach so davongehen lassen.

Und Chedli selbst?

Er warf einen gehetzten Blick den Plattenweg entlang. Chedli hatte schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen, war bereits mehr als hundert Meter entfernt.

»Nicole!«

»Ja, Chef?«

Zamorra zeigte auf den gerade hinter einer Palmengruppe verschwindenden Kaufmann. »Geht ihm nach. Seht, was er macht. Aber kein Risiko eingehen, klar?«

»Klar, Chef. Und du? Willst du…«

»Ja! Ich werde mich um diesen Besessenen kümmern!«

***

»Kommen Sie, Ahlem!«

Der jungen Tunesierin steckte der Schock des Schlages, den ihr der unheimliche Mann versetzt hatte, noch immer in den Gliedern.

»Wie Feuer«, stieß sie hervor, »sein Arm war wie eine glühende Eisenstange.«

»Aber Sie haben es überstanden, Ahlem. Wir müssen uns beeilen. Ich kann Ihren Vater nicht mehr sehen.«

Die Erinnerung an ihren Vater half Ahlem.

»Ja«, sagte sie, »beeilen wir uns.«

Die beiden Mädchen machten sich an die Verfolgung. Sie liefen, denn der Vorsprung Chedlis war inzwischen noch mehr angewachsen.

»Was ist, Ahlem? Haben Sie auf einmal Angst?«

»Angst habe ich auch«, gestand die Tunesierin. »Aber das ist es nicht. Wir kommen hier nicht weiter. Mein Vater hat einen Wächter aufgestellt.«

Sie erzählte von ihrem schmerzlichen Erlebnis am vergangenen Abend.

Nicole knirschte mit den Zähnen. »Dieser Dreckskerl! Er hat bei mir auch noch etwas im Salz liegen. Aber dem werden wir es zeigen, verlassen Sie sich darauf!«

Prüfend ließ sie ihre Augen über den Boden schweifen. Schnell fand sie, was sie gesucht hatte: einen faustgroßen, handlichen Stein. Sie nahm den Brocken hoch.

»So! Mal sehen, ob der Kerl nicht doch bereit sein wird, uns durchzulassen!«

»Glauben Sie…«

»Ich bin schon mit anderen fertig geworden, Ahlem. Und der Bursche rechnet bestimmt nicht damit, daß wir prüfen wollen, wie hart sein Kopf ist.«

Sie gingen weiter, langsamer jetzt, denn die Stelle, an der Farhat Ahlem gestern gestellt hatte, war nicht mehr weit. Nicole hielt sich ein paar Meter hinter der jungen Tunesierin. Der Leibwächter mußte sie nicht unbedingt sofort sehen.

Und schon tauchte er auf, hinter einem schroff und malerisch aussehenden Felsklotz hervor.

Nicole umklammerte den Stein in ihrer Hand fester. So gut wie möglich versuchte sie, sich hinter dem Rücken Ahlems zu verstecken.

Nicht ganz erwartet gab sich der Leibwächter anfänglich fast human.
»Du schon wieder, Ahlem?« fragte er mit unfroher Miene.
»Ja, ich!« erwiderte die Tunesierin. »Und diesmal wirst du mich durchlassen, Farhat. Ich will zu meinem Vater. Ich will jetzt endlich wissen, was hier los ist.«
»Das verstehe ich ja«, gab der Mann überraschenderweise zurück. »Hast du Djamaa gesehen?«
Das war es also. Die Begegnung mit seinem Kollegen hatte ihn anscheinend etwas durcheinandergebracht.
»Ja, ich habe Djamaa gesehen. Sein Anblick sollte dir zu denken gegeben haben«, sagte Ahlem.
»Sein Anblick hat mir…« Er stockte, hatte Nicole jetzt erkannt. Verblüffung überzog sein Gesicht wie eine Maske. »Sie hier? Aber wieso…« Die Verblüffung wich plötzlichem Verstehen. »Ihr Professor ist ein hartnäckiger und cleverer Mann, was?« redete er weiter. »Kompliment, ihr habt die Spur verdammt schnell gefunden!«
Nicole wollte und konnte sich nicht lange mit ihm aufhalten. Chedli entfernte sich immer weiter, hatte diese angebliche Tempelöffnung vielleicht schon erreicht.
»Lassen Sie uns vorbei, Mann«, sagte sie kühl. »Und wenn Sie vernünftig sind, gehen Sie gleich mit uns. Sie sollten inzwischen gemerkt haben, daß Sie und Ihr sauberer Boß mit gefährlichem Feuer gespielt haben!«
Ein überlegender Zug trat in sein Gesicht. Dann schüttelte er langsam den Kopf.
»Sidi Ahmed hat mir befohlen, niemanden in diesen Teil des Gartens zu lassen. Ich habe noch nie einen seiner Befehle mißachtet und werde es auch in Zukunft nicht tun. Geht zurück!«
Sturer Hund! dachte Nicole. Ihr war klar, daß er sie gewaltsam aufhalten würde. Schon straffte sich seine Gestalt.
Sie hatte ihre rechte Hand bisher auf dem Rücken verborgen. Jetzt holte sie sie blitzschnell vor und ließ sie nach vorne fliegen. Der Stein traf ihn an der Stirn.
Farhat taumelte. Seine Fäuste ballten sich. »Du hinterlistige, kleine…«
Nicole schlug zum zweiten Mal zu, nutzte den Umstand, daß ihn bereits der erste Schlag schwer erschüttert hatte.
Er geriet ins Torkeln, die Beine knickten ihm weg. Er brach zusammen und rührte sich nicht mehr.
Sofort beugte sich Nicole zu ihm nieder. Erleichtert registrierte sie, daß er nur bewußtlos war. Umbringen hatte sie ihn wirklich nicht wollen.
Sie richtete sich wieder auf. »Los jetzt, Ahlem!«
Das letzte Stück bis zu der Geröllwand liefen sie. Als die Felsen in

ihrem Blickfeld auftauchten, sahen sie gerade noch, wie Chedli in einem gähnenden Loch verschwand.

Die junge Tunesierin rannte weiter. Nicole mußte sie gewaltsam festhalten.

»Langsam, Ahlem«, sagte sie. »Der Professor hat gesagt, daß wir kein Risiko eingehen sollen.«

Widerwillig blieb Ahlem stehen. Ihre Augen blitzten.

»Mademoiselle, Sie haben mich gerade gefragt, ob ich Angst habe. Ja, ich habe Angst. Ich habe auch Angst, in dieses Loch dort hineinzukriechen. Aber ich vergesse meine Angst. Es geht um meinen Vater, den ich liebe, obgleich er schändlich an Ihnen gehandelt hat. Und deshalb werde ich ihm folgen!«

Nicole überlegte, was sie tun würde, wenn beispielsweise Zamorra in einer ähnlichen Situation wäre wie der Vater dieses Mädchens.

Dann nickte sie. »Wir werden ihm folgen!«

Sehr wohl aber fühlte sie sich nach diesem Entschluß nicht.

***

Zamorra erreichte die Villa kurz nach dem Mann in der blutroten Robe. Djamaa war bereits durch die Terrassentür in der Halle verschwunden, als der Professor ebenfalls zur Stelle war.

Er sah den besessenen Leibwächter nicht. In der Halle hielt sich nur Ahlems Mutter auf. Sie stand mitten im Raum und verstand ganz offenbar überhaupt nichts mehr.

»Wo ist er geblieben?« fragte Zamorra sie ein bißchen außer Atem. Djamaa hatte auf dem Weg zur Villa ein scharfes Tempo vorgelegt.

»Wer?«

»Wer! Der Leibwächter Ihres Mannes natürlich, Madame!«

»Djamaa? Er ist da langgelaufen. Zu den Wirtschaftsräumen. Sagen Sie, Monsieur, was hat das alles…«

Zamorra hörte nicht mehr zu, rannte bereits in die Richtung, die sie ihm angezeigt hatte. Noch immer sah er den Mann in der roten Robe nicht.

Plötzlich hörte er einen furchtbaren Schrei, der ihm durch Mark und Bein ging, den Schrei einer Frau in höchster Todesnot.

Der Schrei war aus allernächster Nähe gekommen, aus einem geschlossenen Raum.

Zamorra sah mehrere Türen, riß aufs Geratewohl die erste davon auf. Er blickte in ein Zimmer, das mit allerlei Kartons, Gläsern und Büchsen vollgestellt war. Kein Mensch hielt sich in diesem Raum auf.

Die nächste Tür…

Er stand im Eingang einer hochmodern eingerichteten großen Küche. Töpfe und Pfannen blitzten. Kochschwaden stiegen zur Decke und wurden von einem wirbelnden Ventilator abgesaugt. Ein Wasserhahn

lief.

Und inmitten dieser alltäglichen Szenerie präsentierte sich Zamorra ein Bild des Grauens.

Da war er, der Besessene. In seinen Armen hing eine schwarzhaarige Frau mittleren Alters. Ihr Kopf stand in einem seltsamen Winkel vom Hals ab. Sie war tot.

Erst jetzt sah Zamorra, daß noch jemand im Raum war. Entsetzt und zitternd kauerte ein junges Mädchen in der äußersten Ecke.

»Er… hat… sie getötet!« kam es wimmernd und stockend über ihre Lippen »Die… die arme Lu… Lucia!«

Die grausamen dünnen Lippen des Mörders teilten sich, formten ein unsagbar tückisches Lächeln.

»Ja, ich habe sie getötet«, sagte er triumphierend. »Sie war die erste, aber viele, viele andere werden folgen. Ich und die nach mir kommen werden nicht ruhen und rasten, bevor der letzte Erbe des verfluchten Volks sein Leben ausgehaucht hat. Die Rache der Getreuen des Herrn Baal-Hammon wird furchtbar sein. Und niemand wird da sein, der unser Rachewerk stören kann!«

Baal-Hammon… verfluchtes Volk… Rache…

Zamorra begriff. Der verschüttete Tempel! Ein Tempel der Karthager, ein Tempel der Anhänger des phönizischen und punischen Gottes Baal, ein Tempel des Volkes, das von den Römern vernichtet worden war!

Baal, den sie einen Gott nannten, der aber einer der zahllosen Dämonen aus der jenseitigen Dimension war, hatte späte Rache in die Welt des Diesseits getragen. Rache an den… Erben des verfluchten Volkes. Damit konnten nur die Nachkommen der Römer gemeint sein - die Italiener! Dazu paßte auch, daß das verschüchterte Mädchen dort in der Ecke die Tote ›Lucia‹ genannt hatte. Lucia war ein italienischer Name.

Zamorra wurde aktiv. Mit einem Ruck riß er seinen Revolver aus der Schulterhalfter, richtete ihn auf den Leibwächter, der zu einem Werkzeug des Dämonen Baal geworden war.

»Wir werden sehen, ob niemand da ist, der euer Rachewerk stören kann!«

Der Besessene lachte schrill auf. »Glaubst du, du könntest mich damit stören, Professorlein? Versuche es!« Er stieß die Tote roh von sich, stellte sich breitbeinig hin und verschränkte die Arme über der Brust.

Eine dunkle Ahnung überkam den Professor. Offensichtlich war der Mann so stark von der Dämonenkraft des Baal durchdrungen, daß er mit herkömmlichen Mitteln und Waffen nicht beeinträchtigt werden konnte.

Zamorra wollte Gewißheit. Er hob den Revolver, zielte auf die Schulter Djamaas und drückte ab. Peitschend verließ die Kugel den

Lauf.

Sie traf auch. Der Professor sah, wie in der roten Robe des Besessenen ein kreisrundes Loch entstand. Der Besessene selbst jedoch stand völlig unberührt da. Die Kugel war durch ihn hindurchgegangen wie durch Luft.

»Siehst du, Professor?« höhnte Djamaa. »Und nun genug der Spielereien. Die Pflicht ruft.«

Der Besessene gab seine Pose auf und kam auf die Tür zu. Zamorra wußte, daß er nichts gegen ihn ausrichten konnte. Im Gegenteil, er selbst war in höchster Gefahr. Er wich zurück, gab dem dämonischen Mörder den Weg frei.

Djamaa griff ihn nicht an.

»Du bist keiner von den Erben der Verfluchten, Professor«, verkündete er, »und deshalb brauchst du mich nicht zu fürchten. Aber ich warne dich: Kreuzt du noch einmal störend meinen Weg, werde ich dich vernichten!«

Er wandte Zamorra den Rücken zu und ging davon. Richtung Haustür.

Zähneknirschend mußte der Professor ihn ziehen lassen.

Er wußte jetzt, was er zu tun hatte. Die Wurzel des Übels schien in diesem Tempel zu liegen. Dort mußte er den Hebel ansetzen. Und dieser Hebel war sein Amulett!

Chedli hatte es, er zweifelte jetzt nicht mehr daran. Deutlich stand ihm die Szene im Garten vor Augen. Djamaa war vor Chedli zurückgewichen. Warum? Weil er das Amulett gefürchtet hatte, dessen magische Ausstrahlung ihm höchst unangenehm gewesen war.

Chedli!

Zamorra rannte los. Zuerst in die Halle, wo die Frau des Kaufmanns sich noch immer aufhielt. Sie fuhr zusammen, als sie ihn auf sich zustürmen sah.

»Madame«, rief er sie an, »stellen Sie mir jetzt keine großen Fragen. Es geht um zahlreiche Menschenleben. Setzen Sie sich mit der Polizei in Verbindung. Warnen Sie vor dem Leibwächter Ihres Mannes. Er hat geschworen, alle Italiener zu töten. Hotels, Missionen und Botschaften, Firmen - all diese Stellen müssen alarmiert werden. Noch eins: Gegenwehr gegen Djamaa ist sinnlos. Nur Flucht kann helfen!«

»Aber…«, setzte die Frau an.

»Tun Sie, was ich gesagt habe!« donnerte Zamorra. »Sonst sind allein Sie für die Folgen verantwortlich.«

Er ließ sie stehen und stürzte in den Garten hinaus.

***

Baalyaton empfing den Mittler zwischen dem Tempel und der Außenwelt unmittelbar hinter dem Felsenloch.

»Ich hörte den Schrei des Löwen«, sagte Chedli.

Der Oberpriester nickte. Er war zufrieden mit sich. Sein bannender Blick hatte den Fremden zu einem willenlosen Sklaven gemacht.

»Du besitzt ein Amulett von reinstem Silberglanz«, ließ er den feisten Mann wissen. »Gib es mir!«

Der Tunesier griff in eine Tasche seines engen Beinkleids, holte etwas hervor und hielt es Baalyaton hin. Der Priester musterte die geheimnisvollen, unverständlichen Zeichen auf dem Amulett, sah das unheimliche, kalte Leuchten. Instinktiv spürte er, daß er hier etwas Feindliches, Bedrohliches vor sich hatte.

Widerstrebend nahm er den Gegenstand entgegen, dessen sofortige Entfernung der Herr Baal-Hammon gefordert hatte. Es brannte in seiner Hand, verursachte ihm körperliches Unwohlsein.

Schnell weg damit, sagte er zu sich selbst.

Er trat in den Tempeleingang, bog den Arm weit zurück und schleuderte das Ding so weit von sich, wie er nur konnte. Er blickte ihm nach und sah, wie es zwischen zwei Steinen aufschlug.

Und er sah noch etwas, etwas das ihm gar nicht gefiel. Dort unten näherten sich zwei Frauen. Schnell, sehr schnell. Sie liefen.

Baalyaton fuhr zurück, um von draußen nicht gesehen zu werden.

»Du hast meinen Befehl mißachtet«, fauchte er den feisten Mann an.

»Nein.«

»Doch! Ich hatte dir befohlen, jede Annäherung an das Heiligtum zu verhindern!«

»Ich habe getan, was ich konnte.«

Baalyaton dachte nach. Und lächelte plötzlich.

Warum nicht? Warum sollte er dem Herrn Baal-Hammon keine Frauen opfern? Eine Rächerin war genau so wertvoll wie ein Rächer!

Er wandte sich um, winkte mehreren Priestern. Mit kurzen schnellen Worten machte er sie mit der Sachlage vertraut.

Wenig später hatten alle Priester und Jungfrauen Sichtschutz gesucht. Dem feisten Mann war befohlen worden, im rückwärtigen Teil des Tempels zu warten, bis seine Dienste wieder gebraucht wurden. Für jeden Fremden, der den Tempel betrat, mußte er völlig leer erscheinen.

Baalyaton selbst lauerte in der Nähe des Eingangs. Er nahm die Frauen als erster wahr, hörte kratzende Geräusche auf den Felsen, hörte gepreßtes Atmen und gezischte Worte.

Sie schoben sich durch die Öffnung, zwei junge Mädchen, schön von Gestalt und Gesicht. Der Herr Baal-Hammon würde zufrieden mit den Opfern sein.

Die jungen Frauen blieben in der Nähe des Eingangs stehen, blickten in den Tempel hinein. Ausrufe des Erstaunens, des Schreckens drangen an Baalyatons Ohr. Endlich gingen sie mit zögernden Schritten

vorwärts.
Baalyaton gab das Zeichen.
Von allen Seiten stürmten die Priester auf die beiden jungen Frauen los.
In Sekundenschnelle waren sie überwältigt.
Irrte sich Baalyaton, oder loderten die Flammen des ewigen Feuers schon höher?

***

Im Sprintertempo jagte Zamorra den Gartenpfad hinunter. Mit den Gedanken war er schon ganz in diesem Götzentempel, an dessen Existenz ja jetzt nicht mehr zu zweifeln war. Wenn die Entfernungsangaben des Mädchens Ahlem stimmten, dann hatte er noch ungefähr zweihundert Meter bis zum Ziel zurückzulegen.
Deshalb war er völlig überrascht, als es plötzlich kurz vor ihm im Gebüsch aufblitzte. Sein Instinkt rettete ihn. Gedankenschnell ließ er sich nach vorne fallen. Etwas pfiff haarscharf über seinen Scheitel hinweg. Das Krachen des Schusses ertönte erst, als er bereits auf dem Boden lag.
Er rollte hinter eine Agave, griff gleichzeitig nach seinem Revolver.
Wieder blitzte es auf. Der Schuß riß eines der breiten, fleischigen Blätter der Pflanze auf. Zamorra machte den Schützen aus. Er lauerte hinter einem Felsbrocken, die rauchende Pistole in der Hand.
Der Professor sah keine andere Möglichkeit. Er mußte in diesen Tempel, durfte sich unter gar keinen Umständen aufhalten lassen. Seine Hand, die den Revolver hielt, zuckte hoch. Er schoß.
Und traf.
Ein röchelnder Aufschrei brach sich Bahn. Der Professor sah, wie die Gestalt hinter dem Felsen zusammenklappte und aus seinem Blickfeld entschwand.
Er wartete ein paar Sekunden, richtete sich dann vorsichtig auf. Es fiel kein Schuß mehr.
Wie ein Panther federte er hoch und sprang zu dem Felsen hinüber.
Es bestand keine Gefahr mehr. Vor ihm lag ein Toter - der zweite Leibwächter Chedlis.
Achselzuckend wandte er sich ab. Der Mann hatte das Schicksal herausgefordert, und das Schicksal hatte ihn besiegt.
Weiter - dem Tempel entgegen.
Und dann sah er das Loch in den Felsen. Es erschien ihm wie eine dunkle Drohung.
Wo waren Nicole und Ahlem?
Er rief ihre Namen, bekam keine Antwort. Leise fluchte er vor sich hin. Er ahnte, wo die beiden Mädchen geblieben waren: In diesem düsteren Loch, hinter dem die Ungewißheit lauerte.

Mit fester Hand umklammerte er den Revolver. Er wußte nicht, was ihn erwartete. Aber er wußte etwas anderes: Er mußte ebenfalls den Schritt ins Ungewisse wagen.

Er lief auf die Felsenwand zu, jederzeit auf einen Angriff vorbereitet.

Beinahe hätte er es verpaßt. Mehr im Unterbewußtsein wurde er auf den silbern glänzenden Gegenstand aufmerksam, der dort zwischen zwei Gesteinsbrocken lag. Jäh verhielt er seine Schritte, drehte sich um und hastete zurück.

Da lag es tatsächlich.

Sein Amulett!

Es war unbegreiflich, aber wahr. Ein Geschenk des Himmels. Zögernd fast nahm er es hoch. Sein logisch arbeitender Verstand hatte den Glücksumstand immer noch nicht richtig akzeptiert.

Er hatte sein Amulett wieder!

Und nun sah alles ganz anders aus. Jetzt war er wieder in der Lage, den Mächten der jenseitigen Welt zu trotzen. Das Amulett brachte die Waagschale wieder ins Gleichgewicht.

Er richtete seinen Blick auf das Felsenloch, das ihm auf einmal nicht mehr so düster erschien wie noch wenige Augenblicke zuvor.

Entschlossen legte er das letzte Stück bis zu der aufragenden Geröllwand zurück.

Nichts regte sich dort oben. Aber das Brennen des Talismans in seiner linken Hand verriet ihm zweifelsfrei, daß eine finstere Macht gegenwärtig war.

Er hatte keine Schwierigkeiten, die Felsen zu erklimmen und die Öffnung zu erreichen.

Immer noch regte sich nichts. Kein Laut drang an seine Ohren.

Mit dem schußbereiten Revolver in der rechten und dem Amulett in der linken Hand trat er durch das Felsenloch hindurch.

Ja, er befand sich in einem Tempel, in einem Tempel, der wahrscheinlich Jahrtausende alt war und doch so aussah, als sei er erst gestern erbaut worden.

Zamorra sah das lodernde Feuer, und er sah die Bronzegestalt des Gottes. Baal-Hammon…

Aber wo waren Nicole und Ahlem? Wo war Chedli?

Langsam trat er näher, ging tiefer in den Tempel hinein.

Und dann kamen sie. Wie wilde Tiere stürzten sie auf ihn los. Männer in roten Roben, mit geschwungenen Fäusten und einem fanatischen Blick in den Augen. Und da waren auch Frauen…

Zamorra handelte fast instinktiv.

Seine Revolverhand flog hoch wie von selbst. Der Zeigefinger krümmte sich, einmal, zweimal, immer wieder.

Sie fielen wie die Hasen, fassungsloses Entsetzen in den Augen. Zamorra verstand ihr Entsetzen, ihre Fassungslosigkeit. Feuerwaffen

waren ihnen unbekannt.

Ihr Ansturm geriet ins Stocken. Einer von ihnen, ein hochgewachsener, auffallend schlanker Mann mit strengen Gesichtszügen, erhob seine Stimme. Beschwörend hallten seine Worte durch den Tempel.

Und dann geschah etwas, das Zamorra nicht verstand, noch nicht verstand. Er hatte weitere Attacken befürchtet, verderbenbringende Attacken, denn die Trommel seines Revolvers war leergeschossen. Aber diese Attacken blieben aus.

Wie ein Mann wandten sich die Männer in den roten Roben von ihm ab, gingen hastig zu dem lodernden Feuer hinüber, warfen sich in die züngelnden Flammen, verschwanden spurlos darin. Nur die Frauen blieben zurück.

Ein Akt des Wahnsinns…

Kollektiver Selbstmord…

Zamorra näherte sich gleichfalls dem Feuer. Es war kein normales Feuer. Da waren Farben, die das Spektrum nicht kannte. Und das Feuer hatte keine Nahrung, schwebte frei über dem Marmorboden, ohne Kohle, ohne Holz.

Dämonenfeuer…

Der Professor wußte, wie es zu löschen war. Sein Amulett, das heißer als die Sonne brannte, wies ihm den Weg.

Ganz dicht trat er an die Höllenglut heran, streckte die Hand mit dem Amulett aus.

Schon wurden die Flammen niedriger, verloren von ihrem strahlenden Schein.

Und sie wurden schwächer und schwächer. Aus dem Lodern wurde ein Flackern, dann ein Glimmen und dann nichts mehr.

Das Dämonenfeuer war erloschen. »Chef!«

Von irgendwoher kam Nicole gelaufen, warf sich schluchzend in seine Arme.

»Chef, sie wollten uns diesem Götzen opfern!«

Der Professor drückte sie an sich.

»Beruhige dich, Nicole«, sagte er befreit, »es ist alles vorbei.«

***

Und es war alles vorbei. Für immer.

Sidi Ahmed ben Chedli, von seinem Hypnoseblock befreit, und die in ein Heim eingelieferten Jungfrauen, mit denen schließlich eine Verständigung möglich wurde, lieferten die letzten Steine des Mosaiks.

Die Hoffnung der Baalspriester, durch Selbstopferung wiedergeboren zu werden und ihr Rachewerk fortsetzen zu können, erfüllte sich nicht. Baal, der Dämon, hatte durch das Erlöschen seines höllischen Feuers den Kontakt mit dem Diesseits verloren. Die Jungfrauen

gebaren keine Rächer. Auch Djamaa, der einzige, der einer solchen unheiligen Geburt sein zweites Leben verdankte, stellte keine Gefahr mehr dar. Seiner dämonischen Kraft beraubt, war er sofort nach Verlöschen des Feuers zu Staub verfallen, den der Wind längst verweht hatte.

Eigentlich hätte Zamorra zufrieden sein können. Er hatte sein Amulett wieder, und dem Treiben der rachedurstigen Priester war ein Ende bereitet worden.

Dennoch blieb ein schaler Geschmack bei ihm zurück. Chedli, der Initiator des ganzen Spuks, kam völlig ungeschoren davon. Zamorra konnte ihn nicht einmal wegen des geraubten Amuletts belangen, denn er hatte dem Mädchen Ahlem versprochen, nichts gegen ihren Vater zu unternehmen. Und ein Mann wie er hielt seine Versprechen immer.

Daß sich Chedli spontan bereit erklärte, den auf seinem Grundstück stehenden Tempel der Forschung zur Verfügung zu stellen, war immerhin ein gewisser Trost.

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 78 »Im Geisterreich der Wikinger«